

Erhard Schütz (Berlin)

Deutscher Wald

Zeitläufe eines nicht nur literarischen Faszinosums

„Wald bedeutet meinem Empfinden nach immer so eine Art Flucht aus der trockenen Alltäglichkeit in irgend etwas recht bequemes Poesieartiges.“
(Robert Walser)¹

Klaus Inderthal gewidmet

1. Vorspiel im Bücherhimmel

Eingangs, als Beispiel vorbildlicher literarischer Wiederaufforstung, zwei Zitate vorab. Zunächst Georg Christoph Lichtenberg: „Oh, zu der Zeit, wenn die Wälder aufhören, können wir sicherlich solange Bücher brennen, bis wieder neue aufgewachsen sind.“² Sodann Karl Kraus: „O wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Bücher brennen, bis neuer Vorrat angewachsen ist.“³

2. Der Wald im Kopf?

Ende der neunziger Jahre konnte man in einer Serie der „Süddeutschen Zeitung“ zur Frage „Was ist deutsch?“ auch den Satz finden: „Deutschland, das war jahrhundertlang der deutsche Wald, aus dem es so herausschallte, wie man zuvor hineingerufen hatte.“⁴ Mit eben dem, hier bereits gewiss in die Vergangenheitsform gesetzt, was man in den Wald hineinrief, damit es entsprechend herausschalle, möchte ich mich folgend befassen. Notgedrungen eine Art Waldlauf, der vom nostalgisierten Wald über den nachhaltigen zum ewigen und schließlich

¹ Eine Art Novelle (1928), XI, S. 15-20, hier S. 16.

² Lichtenberg, Georg Christoph: Aphorismen. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Sengle. Stuttgart: Behr, 1966, S. 64.

³ Kraus, Karl: Aphorismen. In: Die Aktion (1912), S. 497.

⁴ Seidl, Claudius: Und morgen der ganze Wald. In: Süddeutsche Zeitung, v. 4./5. 10. 1997.

doch nicht sterbenden Wald führen soll.⁵ Eine lange Strecke von der Mitte des 18. Jahrhunderts, von Kosellecks „Sattelzeit“, bis hin zum pluralisierten „Waldbewußtsein“⁶ unserer unmittelbaren Gegenwart. Dazu vorab einen Rundblick auf den Ausgangspunkt, auf das gegenwärtige „Waldbewußtsein“ der Deutschen. Zunächst einen Schritt zurück: Ende der achtziger Jahre hat Hans Magnus Enzensberger in der ihm eigenen Rhetorik definitiver Besserwisserei einer Prognose ex post ein spezifisches Verhältnis von Ökonomie und Ästhetik ausgemacht: „[J]e schneller die Zellulose-Produktion zunahm, desto dichter wuchs in den Köpfen der deutsche Wald.“ Die aus Männerkehlen noch immer schmetternde Sangesfrage Eichendorffs: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“⁷, so Enzensberger kühl bescheidend, lasse sich „folgendermaßen beantworten: die Forstbehörde, die Forstgenetik, die Forstaufsicht, die Forstmathematik, der Forstwirtschaftsrat und der Forstingenieur“. Auch das Waldsterben sei natürlich keine Naturkatastrophe, „sondern die logische Folge aus einer langen Reihe von Umweltverbrechen. Schwer zu begreifen ist daran nur eines: der späte Jammer, der sich allenthalben über das seit langem Absehbare breitmacht.“ Schließlich, triumphal resignierend: „Den Wald im Kopf, diese kollektive Lebenslüge, kann ihnen kein Schwefelregen rauben.“⁷ Doch auch wenn darin eher die gute alte Ideologiekritik persistenter zu sein scheint als das angebliche Bild der Deutschen von ihrem Walde: Das Verhältnis von Ökonomie und Ästhetik ist so eindeutig nicht, freilich auch nicht so gut pointierbar. Vielmehr erscheint, was als deutscher Wald und spezifisch deutsches Waldverhältnis apostrophiert wurde, eine aus den unterschiedlichsten Quellen gespeiste gemischte Entwicklung des Waldes als Austauschort von Agrarisierung, Merkantilisierung und Industrialisierung, als Pufferzone zwischen Land und Stadt, eine Entwicklung, in der keineswegs so eindeutig die Ökonomie stets der Ästhetik vorausging. Am ehesten vielleicht kann man grob so generalisieren: Die Entwicklung des Waldes, der ohnehin nie von Natur aus natürlich war, ist Kernbereich einer Kulturalisierung der ersten Natur. Sentimentalisierung und Nostalgisierung des Waldes als natürliche Natur stehen dann zwar im Zusammenhang einer kritisch oder prekär gewordenen Kulturalisierung, sind aber nicht abzulösen von eben der Kopplung einer Entnaturalisierung von Kultur einerseits und kulturistischer Naturalisierung von Natur andererseits.

⁵ Dies Modell antwortet auf das sehr artifizielle, an Vico und Frye angelehnte, in Harrison, Robert Pogue: *Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur*. München: Hanser, 1992, vgl. etwa S. 117.

⁶ So Albrecht Lehmann: *Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald*. Reinbek: Rowohlt, 1999.

⁷ Enzensberger, Hans Magnus: *Der Wald im Kopf*. In: Ders.: *Mittelmaß und Wahn*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988, S. 187-194, S. 188, 192 u. 194.

Darauf basierend möchte ich zu zeigen versuchen, wie im zunächst nostalgischen Blick auf den ehemals vermeintlich vollständigeren Wald, aus Wechselbeziehungen von Ökonomie und Ästhetik, Waldgebrauch und Waldgenuss sich eine – als spezifisch deutsch-gemeinschaftliche und menschheitlich vorbildliche – Vorstellung von Nachhaltigkeit entwickelte, die ihre Evidenz an einem Wald hatte, der wiederum nach eben dieser Vorstellung modelliert wurde, sodass es sich beim deutschen Wald schließlich um die Realisierung von Wunschvorstellungen, um ein materialisiertes Phantasma zu handeln begann – umgedichtete Realitäten auf dem Weg zu realisierten Umdichtungen. Wie daraus dann das völkisch-militante Phantasma vom ‚ewigen Wald‘ wurde – und wie alle die Elemente heute in einem eher profanisierten Zusammenhang konkurrierend koexistieren.

3. Taciteische Schauer oder Hute-, Hermanns- und Heimwehwälder

Begnügen wir uns für die Vorgeschichte mit der langdauernden Feststellung Fernand Braudels, dass der Wald seit je „schlichtweg alles“ lieferte und der Raubbau am Wald „keine Grenzen“ kannte – bis im 17. und 18. Jahrhundert die Holzreserven zu schwinden begannen.⁸

Und setzen wir dann mit Vico ein: „Die Ordnung der menschlichen Dinge schritt so vorwärts: Zunächst gab es die Wälder, dann die Hütten, darauf die Dörfer, später die Städte und schließlich die Akademien.“⁹ Wenn Giovanni Battista Vico in seiner „*Scienza nova*“ 1744 mit den Akademien die menschlichen Dinge auf einer anderen Stufe dort angelangt sein ließ, wo sie in den Wäldern ehemals ihren Ausgang genommen hatten, dann hat er viel folgenreicher für die Geschichte des Waldes gewirkt als auf den ersten Blick erkennbar. Denn eben diese Erzählung vom Fortgang aus den Wäldern wurde wissenschaftlich zur Erzählung vom Fortgang der Wälder, kodifiziert zur akademischen These: Hätte es keine menschliche Intervention gegeben, wäre zumindest Zentral- und Westeuropa heute noch von sich selbst regenerierenden, dichten Laub- und Mischwäldern bedeckt.¹⁰ Woraus folgert, dass wir umso mehr gehalten sind, die noch

⁸ Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts: Der Alltag. München: Kindler, 1990, S. 390.

⁹ Vico, Giovanni Battista: Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker. Übers. v. Vittorio Hösle u. Christoph Jermann. 2 Bde. Hamburg: Meiner, 1990. Bd. 1, S. 116f. – Vgl. a. Vico, Giambattista: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Übers. v. Erich Auerbach. 2. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter, 2000.

¹⁰ Vgl. Vera, Franziscus Wilhelmus Maria: Grazing Ecology and Forest History. Wallingford, UK, New York: CABI Publ., 2000, S. 1.

erhaltenen Ursprungswälder zu pflegen und die nicht mehr vorhandenen getreulich wiederherzustellen.

Drei Jahre nach Vicos Bemerkung erschien in Zedlers „Universallexikon“ ein ellenlanger Eintrag zum Stichwort Wald.¹¹ Ich zitiere ausführlicher:

Wald, Lat *Sylva*, *Nemus*, Frantzösisch *Foret*, *Bois*, ist ein offener, weit umfangener, mit Oberholtz bewachsener Boden, daraus die Nutzung an Wild, Holtz, Mastung und anderen mehr zu geniessen ist. Alle Gehölzte der wilden Bäume werden, wo derselben eine grosse Menge gewachsen, und sich über gantze Länder weit und breit erstrecken, nicht unbillig Wildnissen geheissen, weil es in selbigen vermuthlich [...] auch und wild genug seyn, auch ein wildes Ansehen haben mag. [...] Wenn man aber einen Wald nennet, wird solches insgemein von dergleichen Örtern und Plätzen verstanden, so mit Eichen und Buchen oder Haseln zur Mastung, oder andern dergleichen Behältnissen versehen sind, wohin des Herbsts die Mast-Schweine getrieben werden.

Nach dieser Einordnung des Waldes in den kulturellen, nämlich sozioökonomischen Gebrauchszusammenhang folgt die Abgrenzung gegenüber Gehölzen, Brüchen, Vorhölzern oder Feldbüschen, sodann ihr Ursprung, die Heiligkeit der Wälder, nebst Warnung vor Götzendienst, der Zustand zu Zeiten von Tacitus und die Beschreibung ehemaligen Reichtums an Wäldern, um zum „Jetzige[n] Verfall der Wälder in Deutschland“ zu kommen: „Es hat aber Zeithero das Holtzhauen derselben überhand genommen, dass fast allenthalben die entblößten Gebürge und kahle Wälder, jederman ihre Armuth am Holtze zeigen, und ihre Einwohner bey dem Schöpffer verklagen, wie übel sie Haus gehalten, und dass, wenn ihnen gleich die Natur zu Zeiten mit Saamen behülflich wäre, ein geringer Anflug und Wiederwuchs sich auch zeigete, ihnen doch solcher von dem Viehehüten beraubt würde. Dahero der selige Luther geweiasset, es werde Deutschland vor dem jüngsten Tage an drey nöthigen Eigenschaften mangeln, als an guten aufrichtigen Freunden, an tüchtiger und wichtiger Müntze, und an wildem Holtze, welches leider! die tägliche Erfahrung mehr als gar zu gewiss bezeuget.“ Worauf wiederum der Nachweis der „Nothwendigkeit der Wälder“ folgt, um in eine lange Aufzählung aller möglichen Ursachen von „Abnehmen und Verfall“ überzugehen. Beginnend beim „Wind“, über Brand, „Ungeziefer und Gewürme“, Missbrauch von Flößlizenzen, in die eigene Tasche wirtschaftenden Forstbeamten im Bunde mit Hüttenwerkern, Köhlern und Glashütten, die Umwandlung in Wiesen und Äcker, das so genannte „Laachen und Schnitteln der Bäume“, das Entästen und Harzsammeln, dann wieder Unterschleif, bedenkenloses Bahnen von Wegen,

¹¹ Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexikon. Halle, Leipzig: Zedler, 1732-1754. [Fotomechan. Nachdruck Graz: Akad. Dr.- u. Verl.-Anst., 1961-1986], Bd. 52 (1747), S. 1146-1191.

Beschädigen von frischem Aufwuchs, die Zerstörung der Samen durch das „langwierige Hin- und Wiedergehen der Zimmerleute, sonderlich im nassen Wetter und weichem Erdboden“, das Ausbrechen von Stöcken, das Liegenlassen von Bruchholz, wenn Brennholz statt gesammelt geschlagen wird, falsche Maße, noch einmal Schaden durch unkontrollierte Holzlese, die Herstellung von Rindenkörben durch Beerensammler, zu tief gelegte Hausschwellen, die, weil sie schnell faulen, zu oft erneuert werden müssen, Vogelsteller, die grünes Holz für ihre Gestelle und Spießruten benutzen, Hirten-Feuer, Verletzung der wilden Obstbäume durch Besteigen, zu viele Schweine oder Lesezettel bei der Eichel- und Buchenmast, unbedachte Zuweisung von Holz, Erweiterung der Wege, Zerstörung anderer Bäume beim falschen Fällen, und dass schließlich, 26. „durch das häufige Verdorren öftters gantze Waldungen aussterben, und verwüestet werden“. Kurz: „Die Wälder zu schonen ist ein nützlich und nöthiges Stück in einer Haußhaltung, so in alten und neuen Zeiten bey wohl eingerichteten Oeconomen beobachtet worden.“ Und nun folgen, neben zahlreichen guten Ratschlägen zur Schonung und Besserung, die Verfahren, den Wald zu vermessen, seinen Wert zu schätzen und ihn sinnvoll aufzuteilen. Was Zedler so eindringlich dramatisch als Verfall schilderte, war zum einen bedingt durch klimatische Verhältnisse der so genannten kleinen Eiszeit, insbesondere des Zeitraums bis 1720, aber eben auch durch zunehmende Umwidmung des Waldes zum „exklusiven Wirtschaftsraum“ nach dem Ausgang der Bauernkriege.¹² Die eigentliche Belastungsprobe stand mit dem Siebenjährigen Krieg jedoch noch bevor: Nämlich der erhöhte Verbrauch durch gesteigerten Verkauf zur Kriegsfinanzierung, größere Zerstörung, Raubbau beim Wiederaufbau und zur industriellen Expansion sowie verstärkter Bedarf durch die anschließende Bevölkerungsvermehrung. Zedlers Lexikonartikel markiert die von Vico gewünschte Überwindung der waldartigen Akademien, indiziert sehr genau den Übergang von ausschweifend gelistetem Erfahrungswissen zu mathematisch-statistisch gestützten Verfahren der im Zuge drohender „Erschöpfung der Bestände“ entstehenden Forstwissenschaften, die Genese des *Calculating Forester*.¹³ Die feudalen Besitzer, zunehmend auf Einkünfte aus dem Wald angewiesen, betrieben eine immer rigidere Forstpolitik, eine Mischung aus strikterer Reglementierung zum Ausschluss fremder oder zerstörerischer Zugriffe (Weide, Holzdiebstahl, Brennholzlese etc.), Suche nach Methoden des Holzsparens und alternativen Energiequellen, vor allem aber

¹² Dipper, Christoph: Deutsche Geschichte 1648-1789. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991 [Lizausg. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1997], S. 34.

¹³ Lowood, Henry E.: The Calculating Forester: Quantification, Cameral Science, and the Emergence of Scientific Forestry Management in Germany. In: The Quantifying Spirit in the 18th Century. Ed. by Tore Frangsmyr, J. L. Heilbron a. Robin E. Rider. Berkeley, L. A., Oxford: Univ. of California Press, 1990, S. 315-342.

Effektivierung der Holzproduktion. So wurde die Forstökonomie an den Universitäten eingerichtet – zunächst Teil der Kameral- und Staatswissenschaften –, wie seit den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine rapide wachsende Zahl an Büchern zur Forstverwaltung zu verzeichnen ist.¹⁴ Unter Verschiebung des Fokus von den Jagdkonflikten auf die Holzwirtschaft entstand die moderne Forstwissenschaft in Deutschland durch effizientere Bewirtschaftungs- und Kalkulationsverfahren sowie Schulung des Personals. Während so der langfristige deutsche Traumberuf, der Förster als verbeamteter Naturgenießer, seinen Anfang nahm, während im Rahmen der Forstmathematik der Standard des „Normalbaums“ eingeführt wurde und während die schnellwachsende, normnähere Fichte ihren einstweiligen Siegeszug antrat, geriet der Wald zugleich in die Aufmerksamkeit junger Intellektueller, Poeten und Schwärmer, begann die Feier wildwachsender Wälder und ehrwürdiger Eichen.

Im Zuge des Hermanns-Kultes erwuchs die Eiche sehr viel schneller als je in der Natur zum deutschen Nationalbaum.¹⁵ Immer wieder wird seither aus Klopstocks „Hermanns Schlacht“ von 1769 zitiert: „Du gleichst der dicksten, schattichsten Eiche / im innersten Hain! / Der höchsten, ältesten, heiligsten Eiche, / O Vaterland!“¹⁶ Wenngleich Klopstock die Umwidmung oder Auswilderung des antiken Hains zum deutschen Wald¹⁷ nur bedingt gelang, streute sein patriotisches Eichenpathos doch Saatgut für geradezu Wälder an vaterländischen Eichen, in Lyrik und Dramatik vor allem, zumal nach der ansteckenden Begeisterung der Göttinger Hainbündler, die bekanntlich 1772 sich in einem „kleinen Eichengrund“ die Hüte mit Eichenlaub bekränzt und in Klopstocks Namen bei Mondschein um eine Eiche den Ringelreihen ewiger Freundschaft aufgeführt hatten.¹⁸ „Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, [...] Bund für Gott,

¹⁴ Der erste Titel im deutschsprachigen Raum stammt wohl von Hanns Carl von Carlowitz: *Sylvicultura Oeconomica Oder Hasuwirtschaftliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung Zur Wilden Baum-Zucht* [...]. Leipzig: Braun, 1713; vgl. Beckmann, A. Johann Georg: *Gegründete Versuche und Erfahrungen von der zu unseren Zeiten höchst nöthigen Holzsaat*. Chemnitz 1756; Moser, Wilhelm Gottfried: *Grundsätze der Forst-Ökonomie*. 2 Bde. Frankfurt a. d. Oder: Brönner, 1757. – Vgl. zu weiteren Titeln Mantel, Kurt: *Wald und Forst in der Geschichte*. Ein Lehr- und Handbuch. Hannover: Schaper, 1990, S. 371.

¹⁵ Vgl. Demandt, Alexander: *Über allen Wipfeln*. Der Baum in der Kulturgeschichte. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2002, bes. S. 232-242.

¹⁶ Klopstock, Friedrich Gottlieb: *Hermanns Schlacht*. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg, Bremen: Cramer, 1769, S. 73.

¹⁷ Vgl. dazu Baumgart, Wolfgang: *Der Wald in der deutschen Dichtung*. Berlin, Leipzig: de Gruyter, 1936, S. 19-21.

¹⁸ Vgl. den Brief von Johann Heinrich Voß an Ernst Theodor Johann Brückner v. 20. 9. 1772. In: Kelletat, Alfred (Hg.): *Der Göttinger Hain*. Stuttgart: Reclam 1967, S. 349.

Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte", meldeten sie dem verehrten Klopstock¹⁹, dem Fritz Stolberg, weil Klopstock den Harz zu Hermannsland gemacht hatte, in einem Gedicht wiederum selbst „ewigen Ruhm“ versprach.²⁰

In einschlägiger Kontamination wirkte Tacitus' „Germania“, die nach ihrer Wiederentdeckung seit dem 16. Jahrhundert in Schüben nicht nur zu dem Inzitanten deutschen Nationalbewusstseins wurde,²¹ sondern spätestens im 18. Jahrhundert auch als Stiftungstext der angeblich ursprünglich deutschen Eichenwälder, indem Germanien den kurrenten Übersetzungen nach mit seinen Wäldern einen „schaurigen [...] Eindruck“²² machte. Dieser taciteisch düstere Schauer wurde fortan zur Formel waldpatriotischer Erhabenheit. Von hier aus, in metonymischem Zirkeln von Germanen und deutscher Nation, Eiche und deutschem Wald nahm die widerlegungsresistente Vorstellung vom deutschen als ursprünglich insbesondere Eichenwald seinen Ausgang. Tatsächlich hätten Eichen in sich natürlich regenerierenden Wäldern so gut wie keine Chance langfristigen Überlebens gehabt und tatsächlich hat wohl Tacitus gar keine schaurigen Wälder vor Augen, sondern seine ‚silva horrida‘ waren durchaus in ursprünglicher Bedeutung zu lesen, nämlich als dornige Wälder, was auf die Struktur von Hutewäldern deutete – zumal *silva* im Gegensatz zum wilden, düsteren *lucus* genau das meint.²³ Ganz so, wie Zedler die Hutewälder als ‚natürlichen‘ Ort der Eichen notierte. Selbst die Hainbündler hatten das noch vor Augen. Denn Hölty lässt 1774 in seinem idyllischen Gedicht *Das Feuer im Walde* einen Veteran der Schlacht bei Kunersdorf „durch den Eichenwald“ daherwanken und sich zwei Knaben zugesellen, die im Eichenhain ein „Hirtenfeuer“ angezündet hatten, an dem er ihnen nun Patriotisches deklamierte.²⁴

Die patriotische Imagination der cheruskischen Eichenwälder arbeitete in ihrer Lust an erhabenen Schauern ökonomischen Interessen zu – freilich ohne mit diesen intentional befasst zu sein: Die imaginierten dichten Schauerwälder germanischer Vergangenheit fügten sich durchaus zu den Wünschen der Waldbesitzer und Forstökonomien, die zugleich mit der Regeneration der Wälder ihre Umwidmung zur intensiven Holzwirtschaft betrieben und die Hutekulturen zurückzudrängen suchten. Wenn Raoul Francé, der ungemein einflussreiche

¹⁹ Der Bund an Klopstock, Göttingen, den 24. 3. 1774. In: Ebd., S. 363.

²⁰ Stolberg, Friedrich Leopold von: Der Harz. In: Ebd., S. 176-178, S. 178.

²¹ Vgl. z.B. Fuhrmann, Manfred: Nachwort. In: Tacitus: Germania. Übersetzung, Erläuterung und Nachwort von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1971, S. 71.

²² Tacitus: Germania, S. 5.

²³ Vgl. dazu Vera: Grazing Ecology, bes. S. 119f.

²⁴ Hölty, Ludwig Christoph Heinrich: Das Feuer im Walde. In: Kelletat: Der Göttinger Hain, S. 39f.

Popularisator des organisch-ewigen Waldes 1922 bedauern wird, dass neun Zehntel des ehemals „alten freien deutschen Waldes nun der Forstwirtschaft untertan“ seien, der Forst kein Wald, sondern „bestenfalls ein Baumgarten [...] nach wissenschaftlich-bureaukratischen Prinzipien“ sei, und exklamiert: „Wie traurig und arm aber steht er da, der Forst, gegen einen wirklichen Wald“, dann ist, was er gegen den Wirtschaftsforst ausspielt, ein historisches Phantom aus eben der Zeit, als die systematische Aufforstung begann. Der „alte [...] deutsche [...] natürliche [...] Wald“, dessen Schattenriss Francé aus der Ferne nicht zufällig an den der „natürlich gewachsenen alten deutschen Stadt“ erinnern will, beruht kaum minder als der geschmähte Forst auf dem Ausschluss ehemals realer Vielfalt der Waldwirtschaft.²⁵ Ja, im Gegenteil: Das von Francé nostalgisierte Bild des Waldes ist Ergebnis einer mehrfachen Reduktion von ehemals vorhandener, allerdings kulturell erzeugter Vielgestaltigkeit.

Die in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufgekommene, neuerliche Debatte um den ursprünglichen Landschaftszustand Mitteleuropas nach der Eiszeit hat gegen die hartnäckig tradierte, nicht zuletzt auf der einschlägigen Auslegung von Tacitus beruhende Vorstellung von einer urtümlich dichten Walddecke die Annahme überzeugend geltend gemacht, dass allein schon durch die ursprünglich dort wild lebenden Huftiere es sich eher um eine offenere oder zumindest lückenreichere Wald-Weidelandchaft gehandelt haben dürfte. Hansjörg Küster hat zwar in seiner grundlegenden Darstellung mit der Formulierung, dass aufgrund der Einwirkung von Großherbivoren die Wälder sich „vielleicht nicht völlig schließen konnten“,²⁶ abzuschwächen versucht, aber gerade Küster plädiert mit seinem Buch insgesamt gegen die Vorstellung eines von Natur aus ‚ewigen‘ Waldes. Rainer Beck hat in einer jüngst erschienen regionalgeschichtlichen Studie zum so genannten Landgericht Schwaben, östlich von München eben den Prozess der kulturellen Homogenisierung des Waldes ebenso detailliert wie anschaulich rekonstruiert.²⁷

Der Wald als ‚Eichenhain‘ kommt jedenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter doppeltem Druck: Die Agrarökonomie will die Landwirtschaft effektivieren und die Forstökonomie will die Holzwirtschaft intensivieren

²⁵ Francé, Raoul H.: Ewiger Wald. Ein Buch für Wanderer. Leipzig: Eckstein, 1922, S. 33, 31, 33 u. 69.

²⁶ Küster, Hansjörg: Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart. München: Beck, 1998, S. 239. Zum Standpunkt einer offeneren Wald-Weidelandchaft s. hingegen Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hg.): Wald oder Weideland – zur Naturgeschichte Mitteleuropas. Laufen 1992 (Laufener Seminarbeiträge 2/92). – Vgl. a. Beck, Rainer: Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte. München: Beck, 2003, S. 265.

²⁷ Beck: Ebersberg.

– in dieser Zangenbewegung verschwindet zunächst einmal der typische Hutewald, indem Vieheintrieb, Schweinemast und Streuentnahme sukzessive erschwert und unterbunden werden.²⁸

Daß alte Eichen oder Buchen hervorragende Masterträge liefern konnten, war angesichts der beeinträchtigten Holznutzung kein Thema mehr; die Gestalt und Wuchsformen licht stehender Bäume oder altersgemischter Bestände mutierte [sic!], da sie dem eigentlichen Produktionsziel, der Erzeugung hochgewachsenen und astarmen Nutzholzes widersprach, zur Anomalie, zur Mißgestalt.²⁹

In den Augen der kameralistisch aufgeklärten Kulturwaldverfechter erschien der bisherige Zustand der Durchmischung von Weide und Holz noch schlimmer als die Nutzung zu feudaler Jagd. Der wilde, durchmischte Zustand von Weide und Wald erschien ihnen keineswegs als ein ‚natürlicher‘ oder ‚gewachsener‘, sondern von menschlichem Fehlverhalten, kurz, von falscher Wirtschaft erzeugt. Die Schuldigen, namentlich Bauern und Hirten, aber hatten sich aus ihrer Sicht widerrechtlich in den Wald eingeschlichen.³⁰ Die von den Kameralisten angestrebte Ökonomisierung der Natur erschien als ihre ‚Industrialisierung‘³¹ im ursprünglichen Sinne, nämlich als ein Verfahren, durch menschlichen ‚erfindrischen Fleiß‘ die Natur zu bewegen, ‚das, was ihr möglich ist, hervorzubringen‘ (L. J. D. Suckow, 1767).³² Diese angestrebte Effizienzsteigerung des Waldes (wie zugleich der Landwirtschaft) wurde von drei Prinzipien geleitet: 1. Beseitigung des Unbrauchbaren, 2. Trennung des Vermischten und 3. Homogenisierung des Getrennten.³³ Folglich wurde der Wald von landwirtschaftlichen Elementen gesäubert und die Flur um Hecken, Büsche, Gehölze bereinigt. Die Intensivierung der Forstwirtschaft sollte wiederum die Ausweitung landwirtschaftlich genutzter Gebiete erlauben. Becks Fazit: ‚Forst- und Landwirtschaft differenzierten sich als zwei gesonderte Bereiche des Wirtschaftens und, indem sie ihre traditionellen Verbindungen kappten, als zwei gesonderte Ökosysteme aus.‘³⁴ In

²⁸ Ebd., S. 100-104. Unbeschadet der generellen Tendenz gibt es durchaus regionale Abweichungen. So finden sich noch Mitte des 19. Jahrhunderts im nordhessischen Reinhardswald Versuche, durch so genannte Klumpen-Bepflanzung die Interessen von Schweinemast, Waldweide und Holzerzeugung zu verbinden. Vgl. Rapp, Hermann-Josef: Auf den Eichen wachsen die besten Schinken. In: Ders. (Hg.): Reinhardswald – eine Kulturgeschichte. Kassel: Euregio-Verlag, 2002, S. 60-91, bes. S. 85.

²⁹ Beck: Ebersberg, S. 118.

³⁰ Ebd., S. 134 u. 118.

³¹ Vgl. ebd., S. 276.

³² Zit. n. ebd., S. 129.

³³ Vgl. ebd., S. 135 u. 147.

³⁴ Ebd., S. 191.

Konsequenz dieser Homogenisierung wurden die Laubbäume weitgehend zugunsten der Nadelhölzer eliminiert. Die Tragweite der Vorstellungen einer effektivierten Naturalökonomie kann man ermessen, wenn man ihre gewissermaßen Rückprojektion bei Kant in Augenschein nimmt, nämlich seine Illustration der Notwendigkeit am Menschen „durch abgedrungene Kunst die Keime der Natur vollständig zu entwickeln“: „so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, dass ein jeder dem anderen Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen; statt dass die, welche in Freiheit und von einander abgesondert ihre Äste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen“.³⁵ Was dem male-rischen, dem nachmals ‚romantischen‘ Blick die ästhetische Qualität des Waldes ausmacht, erscheint hier als ebenso ökonomischer wie moralischer Mangel. Wie überhaupt gerade in Hinsicht auf den Wald zwei Ästhetiken wenn nicht konkurrieren, so doch parallel zu existieren scheinen: Eine ökonomische Uniformitäts- und Replikationsästhetik der kameralistischen Produktion und eine Reservations- und Pluriformitätsästhetik der individuellen Konsumtion, eine geometrisch-kalkulatorische Mengenästhetik und konstellativ-inszenatorische Ästhetik der Einmaligkeit.³⁶

Auf der Basis ersterer jedenfalls, dem Gitternetz der Waldwirtschaftswege unterworfen, entstanden eben jene Forste im modernen Verständnis, die wesentlich Wirtschaftsgut sein sollten, eins zudem, das vornehmlich in Regie des Staates geführt werden sollte. Diese Vorstellung findet sich beispielsweise noch am Ende des 19. Jahrhunderts exemplarisch formuliert beim völkischen Ideologen Paul de Lagarde. Er schreibt 1881 im Zusammenhang mit der deutschen Finanzpolitik:

Was der Wald für das Klima leistet, und wie wichtig ein möglichst ausgedehnter Waldbestand ist, das weiß jetzt ziemlich Jedermann. Hier kommt in Betracht, dass der Wald nur in starken und festen Händen Ertrag liefert, und darum nur in den Händen des Staates, der Korporationen und Fideikomnisse sein darf, da diese drei allein lange genug leben, um aus dem Walde einen wirklichen Nutzen zu ziehen: dass der Staat unzweifelhaft an aufgeforstetem Unlande eine ihm sehr viel bedeutende Vermehrung seines Vermögens gewinnen wird. Wie Privatpersonen den Wald bewirtschaften, zeigen der badische Schwarzwald und die Schweiz. Auf einer einzigen Geviertstunde des Schwarzwaldes, welche ich mit Köhlern, Jägern

³⁵ Kant, Immanuel: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784). In: Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Berlin 1968, Bd. VIII, S. 15-32, hier S. 22 (Fünfter Satz).

³⁶ Vgl. Niedermeier, Michael: Natur – Ökonomie – Sexualität. Philanthropen zwischen Paradies und Plantage 1770-1810. In: Hermand, Jost (Hg.): Mit den Bäumen sterben die Menschen. Zur Kulturgeschichte der Ökologie. Köln et al.: Böhlau, 1993, S. 25-80. Vgl. a. Beck: Ebersberg, S. 146f.

und dem Forstwarte zur Probe beschritten habe, fänden etwa fünfhunderttausend Tannen auf einem Boden Platz, der zu nichts als zu einem Tännicht dienen kann, und jetzt ungenutzt liegt.³⁷

Als im 19. Jahrhundert die eigentliche Industrialisierung forciert wird, von der energiewirtschaftlichen Entlastung des Waldes durch die zunehmende Umstellung auf fossile Brennstoffe und zugleich von katastrophalem Schädlingsbefall der monokulturalisierten Wälder insbesondere gegen Ende des Jahrhunderts begleitet, erstarkte das Phantasma vom ehemals natürlichen Wald. Darin nun wurde der frühere Kulturzustand der Landschaftsnatur, wie er von der Weide-Wald-Wirtschaft geprägt worden war, real wiederaufgenommen – freilich vollends unter Eskamotierung der Landwirtschaft und nun in ‚Wiederentdeckung‘ der Mischkultur als Teils jenes Prinzips, das die Forstökonomie in der generationellen Stufung des Waldes ohnehin erst relativ spät für sich entdeckt hatte: das der Nachhaltigkeit.

Das, was einem gemeinhin als erstes einfällt, wenn vom ‚deutschen Wald‘ die Rede ist, die künstlerischen Hervorbringungen der Romantik, haben das mit ihren Imaginationsangeboten – angesiedelt in vergangenen, vorwiegend mittelalterlichen, Zeiten oder in abgelegenen Gegenden – vorbereitet. Aber so verführerisch es im Blick auf einschlägige Theoreme wirken möchte, Ästhetisierung, Sentimentalisierung und Nostalgisierung des Waldes stehen zur Ökonomisierung, Verrechtlichung und Verwissenschaftlichung zum Forst weniger in einem Verhältnis der Kompensation,³⁸ als der Kollaboration.

Aber der Reihe nach.

Auch wenn sie in der Realität seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zügig der Holzwirtschaft geopfert wurden, bleiben die deutschen Eichen in der Literatur – vom ursprünglich kulturellen Anti-Französentum über die Abwehr der Französischen Revolution bis zum Anti-Napoleonismus fast stets im nationalen Grenz-Dienst nach Westen³⁹ – als besonders markante Zeichen eingefügt in die

³⁷ Lagarde, Paul de: Die Finanzpolitik Deutschlands (1881). In: Ders.: Deutsche Schriften. Gesamtausgabe letzter Hand, 5. Aufl. Göttingen: Dietrich, 1920, S. 316-336, hier S. 333.

³⁸ Gedacht ist vor allem an die Kompensationstheorie Odo Marquards, z.B. in Marquard, Odo: Apologie des Zufälligen. Stuttgart: Reclam, 1986, die sich im Kern stützt auf Ritter, Joachim: Landschaft. In: Joachim Ritter: Subjektivität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974, S. 141-163.

³⁹ Die These Dippers, daß es die „Funktionsentlastung des Waldes“ durch alternative Energiequellen war, die im 19. Jahrhundert der romantischen Sentimentalisierung des Waldes Vorschub geleistet habe, scheint mir daher zumindest etwas einseitig. Dipper, Christoph: Deutsche Geschichte 1648-1789. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991, [Lizaug. Darmstadt: Wiss Buchges., 1997], S. 41.

sich ausbreitende literarische Waldfaszination. Die erhabenen Eichen mussten die patriotische Bürde nun allerdings nicht mehr alleine tragen, sondern wurden inkorporiert in einen weiteren und tieferen Wald, den der Sentimentalisierung und Melancholie, kurz, der Nostalgie. Er nun trug, imaginär die Eichen in seinem Kern, als phantasmatisches Kollektivum die Bürde der nationalen Selbstsignifikation. Fungierte vor der französischen Revolution die patriotische Jünglingshelden-Eiche als Synekdoche des Waldes, rückte nun der Wald als ein Ganzes in den Fokus der literarischen Aufmerksamkeit. Unterm wahrgenommenen Vergangenheitsbruch der Französischen Revolution trat an die Stelle emphatischer Wiedergewinnung die Obsession mit dem Verlust – die Position der Nostalgie. In ihr geht es nicht um die Trauer über Verlorenes, sondern um die Sentimentalisierung des Verlusts. Nostalgie erzeugt ja zu allererst, was sie nicht (mehr) besitzen kann. Der nostalgische Blick auf den katastrophischen Bruch mit dem Gestern, das hier und jetzt unwiederbringlich ist, komplettiert zugleich das defizitäre, ruinierte Hier und Jetzt mit einem potentiell bruchlosen Anderswo und vollständigen Dermaleinst.⁴⁰ Eben dies macht den Wald aus, den wir den romantischen zu nennen pflegen.

Nähern wir uns dem auf einem Umweg über Nordhessen: „als ein bergichtetes, von großen Heerstraßen abseits liegendes und zunächst mit dem Ackerbau beschäftigtes Land“ hatte es für die Brüder Grimm „den Vorteil, dass es alte Überlieferungen und Sitten besser aufbewahren“ konnte. „Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage [...], Triften und Wälder in ihrer Stille“ hatten die Saat der Märchen geschützt, während sie nun, „wie alle heimlichen Plätze [...], die vom Großvater bis zum Enkel fort dauerten, dem stetigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen“.⁴¹ Wie die Märchen an Stelle der verschwundenen, nahen Lebenswelt im Grenzbereich von Land- und Waldwirtschaft treten, so *in* ihnen der Wald an die der Ursprünglichkeit. „In den Märchen der Grimmschen Sammlung“, so Adorno, „wird kein Wald je beschrieben oder auch nur charakterisiert; und welcher Wald wäre doch so sehr einer wie aus den Märchen.“⁴² So wenig die ‚Textsorte Grimm‘ mit den real erzählten Märchen zu tun hatte, so kongruent ist sie doch als phantasmatische Ergänzung ihrem imaginären Kern, dem märchenhaften Wald. Umgekehrt – und in dieser Umkehrmöglichkeit die suggestive Potenz bewährend – war die Volkspoesie bereits 1806 im Nachwort

⁴⁰ Vgl. dazu Fritzsche, Peter: Specters of History: On Nostalgia, Exile and Modernity. In: The American Historical Review. Vol. 106 (2001), No. 5, S. 1587-1618, bes. S. 1595.

⁴¹ Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Hg. v. Heinz Rölleke. 3 Bde. Stuttgart: Union-Verlag, 1982. Bd. 1, S. 20 u. 15f.

⁴² Adorno, Theodor W.: Zum Gedächtnis Eichendorffs. In: Ders.: Noten zur Literatur I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1968, S. 105-145, hier S. 123.

Achim von Arnims zu „Des Knaben Wunderhorn“ in die Rolle des zu rettenden Waldes geraten:

O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern ruhten, die uralten Zeichen fester Grenzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder, daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sey unser Bemühen.⁴³

Wenn Komposita und stereotype Wortverbindungen die Popularität eines Begriffes indizieren, dann wurde Wald um 1800 mindestens so populär wie um 1900 der Begriff Kultur, von dessen Plural ja der Wald seinen Ausgang zu nehmen pflegt: „besonders waren die romantiker für die reize und die poesie des waldes empfänglich“, so lesen wir im 1922 erschienen Eintrag des Grimmschen Wörterbuchs, „und haben allen stimmungen, die der wald im deutschen gemüt hervorruft, ausdruck gegeben; von den pflanzennamen abgesehen, tritt die große masse der zusammensetzungen mit wald- und waldes- erst in der romantischen dichtung auf.“⁴⁴ Der Wald war fürs Bildungszeitalter, was Kultur fürs technische werden sollte. Der grüne, dunkle, rauschende oder schweigende Wald zwischen der – von Ludwig Tieck geprägten – Waldeinsamkeit hin zur gemeinschaftlich begangenen Waldeslust indiziert, dass und wie der Wald zur Projektionsfläche aller denkbaren Gefühlsambivalenzen und Sozialaggregationen wird. Der Wald der Romantik, der lyrische zumal – hier reicht es, wie seinerzeit Lotte und Werther den Klopstocks, den Namen Eichendorffs zu hauchen –, der Wald ist Hallraum der Seele – zwischen einsamem *joy of grief* und gottlobendem Gesang gemeinsam Wandernder. „Erhaben ist das Schweigen des Walds“, wird später noch Georg Trakl schreiben.⁴⁵ Nicht nur das Schweigen – sein Rauschen ebenso wie das Echo des Gesangs. Der schweigende, rauschende und hallende Wald repräsentiert die Skala autosuggestiver Transzendenzwahrnehmung. (Womit implizit auch der über allen Wipfeln ruhende Goethe, er möge mir diese romantische Inkorporation verzeihen, en passant eingeschlossen sei.) Der nostalgische

⁴³ Arnim, Achim von: Von Volksliedern (1805). In: Ders.; Brentano, Clemens: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Studienausgabe in neun Bänden. Hg. v. Heinz Rölleke. Stuttgart et al.: Kohlhammer, 1979, Bd. 1, S. 405-441, hier S. 408f.

⁴⁴ Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 13. Leipzig 1922, S. 1072-1090, S. 1076.

⁴⁵ Trakl, Georg: Traum und Umnachtung. In: Ders.: Das dichterische Werk. München: dtv, 1972, S. 80-84, S. 82.

sierte Wald changiert unablässig zwischen Erhabenheits- und Harmonieästhetik. Er fusioniert das Schreckliche mit dem Schönen, das Wilde mit dem Sänftigenden, das Bedrohliche mit dem Bergenden. Der sentimentalisierte Wald macht persönliche Identität in einer überindividuell-unteilbaren Ganzheit imaginierbar, wie er das Paradox eines konkret entgrenzten Raumes und einer gegenwärtigen Zeitentrücktheit bildet. Der Wald wird zum phantasmatischen Ander-Ort von Gesellschafts-, Alltags- und Erwachsenenleben, ist Opposition und wahres Regime zugleich. Diese phantasmatische Vervollkommnung kann man besonders deutlich an zwei ihrerseits als hochpoetisch wahrgenommenen Ressourcen des deutschen Waldgefühls erkennen, an der Einschließung der mittelalterlichen Epik und der Erfindung der Volksmärchen. Beide, Epik wie Märchen, zeigen ja – auch am Walde – Spuren ihrer nicht-deutschen Herkunft. Man denke nur an die Ölbäume im „Parzival“ und die hugenottische Herkunft von „Rotkäppchen“. „Nicht aus irgendeiner inneren Beziehung, wenigstens nicht aus nur solcher, gehören die vielen Waldmotive, Einsiedler und Mörder, klagenden Liebhaber und verlassene Schöne, in den romantischen Wald, sondern weil sie besonders und hervorragend poetisch sind.“⁴⁶ Die Nostalgie des Waldes macht den Verlust von Verganem – Kindheit oder vorhergehenden Zeiten – vollkommen. Freilich wird er zugleich damit ein weithin anderer als irgend realer Wald. Fast stets ist er nämlich Wald in der Vergangenheit oder anderswo – in jedem Falle so gut wie nie jener be- und verwirtschaftete Wald, von dem Arnim klagend sprach. Der romantische Wald der Literatur ist Ort von Glücks-, Trieb- oder Seelenarbeit, aber nicht von körperlicher Wald-, gar Holzarbeit. Wenn denn schon mal der Müller Radlauf auf dem Weg zum schwarzwäldlichen Grubenhansel Reisigsammlern, Viehhütenden, Kienspanschnitzenden, Kräutersammlern, Kohlenbrennern oder Vogelstellern begegnet, dann handelt es sich um Brentanos „Rheinmärchen“. Darin ist keine Rede von dem, was die Zeit mehr als nur brennend interessiert, von der systematisierten Holzwirtschaft. Man sucht oder hütet in den romantischen Wäldern Schätze, wie in Tiecks „Runenberg“ oder im „Blonden Eckbert“. Oder man verwildert als König in Jagdlust, wie in der fernmittelalterlichen Hausmärchen-Chronik in Arnims „Kronenwächtern“, überschreitet die Grenze der Wildnis und erfährt sodann beim Eremiten innere Umkehr. Ansonsten ist man im Wald unterwegs, wandert, weilt, singt oder lauscht. Entsprechend desorientiert sind die Wahrnehmungsweisen – durch immerwährende Ferne von entweder Herkunft oder Ziel, im mediatisierten Wechsel von Heim- und Fernweh bei Eichendorff oder gar im Schwindel, wie Tieck ihn notierte: „[...] das Rauschen

⁴⁶ Baumgart, Wolfgang: Der Wald in der deutschen Dichtung. Berlin, Leipzig: de Gruyter, 1936, S. 63.

eines Waldes [...], es kann mich in einen Taumel versetzen, der fast an Wahnsinn grenzt.⁷⁴⁷

Die romantische Nostalgie machte den Wald zum Ander-Ort der ruinierten Gegenwart und Gesellschaft. Als solche phantasmatische Ergänzung wird er selbst wiederum phantasmatisch ergänzt und transformiert zum Seelen- und Stimmungszustand. In diesem nostalgisierten Wald wird nicht nur die industrialisierte Holzwirtschaft, als Teil der als ruinös angesehenen Gegenwartskräfte, ausgeblendet, sondern mit ihr auch das Zeugnis des verschwindenden oder schon verschwundenen Alten, die Vielfalt der Waldwirtschaft und der daraus resultierenden Waldformen, wie etwa der Hutewald. Die so entstehende Imago des nostalgisierten Waldes komplettierte mithin eher die Vorstellungen vom Wald, wie sie den Interessen der monokulturellen Holzwirtschaft dienlich waren, als dass sie diese delegitimierten.

4. Anblick liebevoller Sorge oder Nachgehaltener und nachgeholter Wald

So sehr darin zum einen die patriotischen Elemente weitertransportiert und gerade durch die innerliche Einbettung und Entgrenzung besonders wirksam wurden, so bestand eine weitere, entscheidende Leistung der Literatur für die Konstitution des ‚Deutschen Waldes‘ als Kollektivfaszinosum in jenem Beitrag, den im Anschluss daran das 19. Jahrhundert beisteuerte – nämlich in der suggestiven Übertragung des in der Forstwirtschaft entwickelten Paradigmas der Nachhaltigkeit auf die Gesellschaft und ihr historisches Selbstverhältnis.

Das Inventar, das die Romantik bereitgestellt hat, ist danach nicht mehr verloren gegangen – selbst in den späteren ironischen Distanzierungen oder ideologiekritischen Negationen wurde es ja weitergetragen. Es blieb insbesondere im 19. Jahrhundert virulent, sowohl in der Dichtung wie in der publizistisch-essayistischen Prosa. Doch verschieben sich die Akzente nun weg von der vermeintlichen Re-Imagination zur aktiven Restitution des Imaginierten. Der

⁴⁷ Ludwig Tieck an August Ferdinand Bernhardi u. Sophie Tieck vom 17.-28. Mai 1793. Zit. n. Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Sämtliche Werke. Hg. v. Silvio Vietta u. Richard Littlejohns. Bd. 2. Heidelberg: Winter, 1991, S. 258. Tieck setzt dabei den Wald positiv ab gegen den englischen Landschaftsgarten. Vgl. dazu auch Günter Oesterle: Der prekäre Friede des Gartens. Herders garten- und architekturästhetische Alternative zu Kants Autonomieästhetik und die Friedensutopie der spätaufklärerischen Landesverschönerung. In: Garber, Klaus; Held, Jutta et al. (Hg.): Der Frieden – Rekonstruktion einer europäischen Vision. 2 Bde. Bd. 1: Erfahrung und Deutung von Krieg und Frieden. Religion, Geschlechter, Natur, Kultur. München: Fink, 2001, S. 737-755, bes. S. 741.

Wald wird zum Vorbild von Gesellschaft als Gemeinschaft, die wiederum den Wald nach den ästhetischen Vorstellungen, denen ihr Vorbild Wald entstammte, zu modeln versucht.

Zunächst aber etabliert sich auch literarisch der Wunsch-Kern, die Nachhaltigkeit. Nehmen wir z.B. 1827 Wilhelm Hauffs „Das kalte Herz“. Darin wird nun geradezu ein Exorzismus der Holzwirtschaft im engeren Sinne betrieben, nämlich Kritik der Kapitalisierung und der ihr zugrunde liegenden Spekulation, Beschleunigung und Reichweitenextension. Im Kontrast zweier Sozioökonomien des Schwarzwaldes bietet sich nicht weniger als eine realitätsfingierende Ethnographie des rechten Wald- als Lebensverhältnisses. Dem exorbitanten Waldverbrauch der unersättlichen Mobilität von Handel und Geld, hier speziell der Verflöbung im tatsächlich beträchtlichen Hollandhandel, stellt er die angeblich gottgefällige, bodenständige und nachhaltige Ökonomie der Symbiose von Kuckucksuhrenhändlern, Köhlern und Glasmachern gegenüber. Das ist zwar eine arge Verharmlosung des immensen Waldverbrauchs der Glashütten, passt aber umso besser in eine Wunschwelt aus Ansässigkeit und Langfristigkeit. Überdies liefert Hauff mit den beiden sagenhaften Figuren des Holländer Michel und des Glasmännlein nicht nur die zu den Stammesökonomien gehörenden Stammesmythen und Totemfiguren gleich mit, sondern damit überdies das Modell, nach dem die Wald-Mythologie als Ganzes fungiert – eine rückkoppelnde Realisierung von Fiktionen.

Einen ästhetisch komplexeren, aber kaum subtileren Versuch literarischer Intervention unternimmt 1842 Annette von Droste-Hülshoff mit ihrem *Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen*, indem sie Waldökonomie und -ästhetik über den so genannten „Holzfrevel“ schürzt. Sukzessive seit 1821 hatte man im Interesse der feudalen Waldbesitzer in Preußen den Diebstahl von Holz, selbst das Sammeln abgebrochener oder abgestorbener Äste aus den Wäldern als gravierenderen Sonderfall des Diebstahls behandelt und alle sozialpolitischen Erwägungen, die durchaus vorgebracht worden waren, bewusst ignoriert. So wandte 1831 ein Bruder des preußischen Königs ein, „daß es bei der Seltenheit und Theuerung des Holzes und bei der Beschränkung des Rechts zum Raff- und Leseholz dem größten Theile der Landbewohner unmöglich sei, das nöthige Holz auf rechtmäßige Weise zu erwerben und daß diese Leute demnach zur Verübung von Holzdiebstählen oft durch den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen würden“⁴⁸ Zunächst hatte man noch zwischen schweren und minderschweren Fällen unterscheiden wollen, also zwischen „Holzentwendungen“, aus „Noth und gegenwärtigem dringendem Bedarf“ (z.B. Feuerung und notwendiger Hausreparatur) und solchen, die ohne Not und zum Verkauf des Holzes, gar als

⁴⁸ Zit. n. Blasius: Bürgerliche Gesellschaft und Kriminalität, S. 107.

Entnahme schon gefällten und bearbeiteten Holzes („Klafter-, Nutz-, Flöß- und Schwemmholz“) geschahen. In den Entwürfen von 1827 war die „Erlegung des fünffachen Taxwerthes“ vorgesehen, wobei dieser – und das war das eigentliche Skandalon – vollständig dem Waldeigentümer zukommen sollte. Das ging noch in den Gesetzentwurf zum Holzdiebstahl von 1841 ein, den Karl Marx in seiner Polemik zu den *Debatten über das Holzdiebstahlggesetz* u. a. mit dem Argument attackierte, dass in der Logik des Gesetzgebers das illegale Fällen von Bäumen dann als „Holzmord“ geahndet werden müsse.⁴⁹ Marxens polemischer Schluss: „Die Wilden von Kuba hielten das Gold für den Fetisch der Spanier. Sie feierten ihm ein Fest und sangen um ihn und warfen es dann ins Meer. Die *Wilden von Kuba*, wenn sie der Sitzung der rheinischen Landstände beigewohnt, würden sie nicht das Holz für den *Fetisch der Rheinländer* gehalten haben?“⁵⁰ Was der sechste Landtag der Preußischen Provinz 1837 zur Ursachenerklärung vorgebracht hatte, „daß die niedere Volksklasse sich nicht davon überzeugen kann, daß Waldungen [...] Gegenstände des besonderen Eigenthums sind“, sie „vielmehr als ein *Gesammt-Gut*“ betrachte,⁵¹ genau das wird auch in der „*Judenbuche*“ vorgebracht, dort allerdings kategorisch als „in Verwirrung“ geratene Rechtsbegriffe der Einwohner gedeutet – und mit Mord kombiniert. Die aktuelle sozialpolitische Thematik wurde dabei von der Droste gleich mehrfach verschoben. Zunächst die Handlung um hundert Jahre zurückverlegt, mithin in jene Zeit prekärer Waldverhältnisse, und gänzlich konzentriert auf bandenmäßig organisierte Raubzüge, vor allem aber die juristische Problematik durch eine ästhetische überformt. Gleich eingangs nämlich wird der Wald ästhetisch als „tiefe [...] und stolze [...] Waldeinsamkeit“ apostrophiert, in der, wo das ästhetische Gemüt „schöne [...] Mondnächte [...]“ wahrnimmt, die moralisch zurückgebliebenen Autochthonen den Mond bloß als Leuchtkörper für ihre Schandtaten nutzen.⁵² Wie sie überhaupt keinen ästhetischen Wald-Sinn haben und ganze Lichtungen elender Baumstümpfe zurücklassen, wohingegen lokaler Adel und Förster unermüdlich um weitsichtige Wiederaufforstung, kurz um schöne Nachhaltigkeit bemüht sind. Die „*Judenbuche*“ verhält sich, könnte man zugespitzt sagen, im Literarischen homolog zum Verhalten ihrer Standesgenossen in der Gesetzgebung: In ihrem Sittengemälde werden Holzdiebstahl, Armuts- und Triebproblematik als ästhetische

⁴⁹ Marx, Karl: Verhandlungen des 6. Rheinischen Landtags. Dritter Artikel: Debatten über das Holzdiebstahlggesetz (25.10.1842). In: Ders.; Engels, Friedrich: Werke. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.). Bd. 1. Berlin, 1957, S. 109-147, hier S. 112.

⁵⁰ Ebd., S. 147.

⁵¹ Zit. n. Blasius: Bürgerliche Gesellschaft und Kriminalität, S. 109.

⁵² Droste-Hülshoff, Annette von: Die *Judenbuche*. In: Dies.: Werke in einem Band. Hg. v. Clemens Heselhaus. München: dtv, 1995, S. 629-683, S. 629 u. 630f.

Normverletzung mit Identitätslosigkeit bestraft, die allein durch die Berufung auf Religiöses, auf den festen Kern auch adliger Waldzuversicht, verziehen wird.

Nahezu zeitgleich erprobte Adalbert Stifter mit *der* Novelle, auf der sein Etikett „größte[r] Walddichter realistischer Anschauung“⁵³ gründete, im „Hochwald“, die Bewährung seines Theorems vom ‚sanften Gesetz‘ am Böhmerwald. Das sanfte Gesetz, Stifters obsessive – von stetigen selbsterzeugten Zweifeln und Verstörungen freilich konterkarierte – Vorstellung einer still und mählich wachsenden, ruhig und sanft wirksamen Natur als Vorbild und Garantie vertrauensvoll-einfacher Lebensführung, zentrierte sich um den Wald, „wo das Zusammenwirken von Natur und Sittengesetz am überzeugendsten darstellbar scheint“.⁵⁴ Zum einen findet man das gesamte romantische Repertoire von Waldeinsamkeit bis Waldandacht, die Überblendung konkreter Topographie mit Seelenlandschaft, zugleich die Harmonisierung des naturkundlichen Verhältnisses zur Waldnatur mit Märchen, Sage und Legende. Zum anderen werden die kulturellen Einflüsse auf die Wälder, „die früher ungleich größer waren als jetzt“⁵⁵ erinnert, jedoch entgegen eigenem besseren Wissen um die gerade im Böhmerwald sehr massiven holzwirtschaftlichen Eingriffe, wird der Prozess derart gestreckt, dass er als suggestiver ‚Beweis‘ des allmählichen, langsamen Kultivierungsprozesses zur Harmonisierung mit der Natur dienen kann. Besonders einprägsam ist, dass Stifter einen in der damaligen Wirklichkeit als Reservoir für den Schwemmkanal⁵⁶ zum Abtransport gefällter Bäume angelegten See in der Novelle zum natürlichen Idyll verklärt und am Ende durch ausgestreuten Samen das temporäre Waldrefugium der Kultur gar wieder zur „jungfräulichen“ Natur werden lässt:

Westlich liegen und schweigen die unermesslichen Wälder, lieblich wild wie ehemals. Gregor hatte das Waldhaus angezündet und Waldsamen auf die Stelle gestreut; die Ahornen, die Buchen, die Fichten und andere, die auf der Waldwiese standen, hatten zahlreiche Nachkommenschaft und überwuchsen die ganze Stelle, so daß wieder die tiefe, jungfräuliche Wildnis entstand, wie sonst, und wie sie noch heute ist.⁵⁷

⁵³ Baumgart: *Der Wald in der deutschen Dichtung*, S. 114.

⁵⁴ Doppler, Alfred: *Witiko, der Wald und die Waldleute*. In: „Swer sinen vriunt behaltet, daz ist lobelich“. Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Hg. v. Márta Nagy et al. Piliscsaba, Budapest: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2001, S. 393-402, S. 394.

⁵⁵ Stifter, Adalbert: *Der Hochwald*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Wiesbaden: Insel, 1959, Bd. 1, S. 207-317, S. 217.

⁵⁶ Vgl. dazu etwa Brande, Arthur: „Keine Spur von Menschenhand...“. Stifters „Hochwald“ vegetationsgeschichtlich betrachtet. In: *Jahrbuch des Adalbert Stifter Institutes* 4 (1997), S. 77-93. Vgl. a. Schramm, Monika: *Brennholz für Wien aus dem Böhmerwald*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, v. 27. 2. 2001, S. T1.

⁵⁷ Stifter: *Der Hochwald*, S. 317.

Gottfried Keller – um einen abschließenden Blick auch auf die Schweiz zu werfen – hat 1878 in der Einleitung zu den „Züricher Novellen“ sich nicht ohne Sarkasmus von der Romantik verabschiedet, indem er „[g]egen das Ende der achtzehnhundertundzwanziger Jahre“ einen Herrn Jacques am Ufer der Limmat wandeln lässt, um sich dort poetische Inspirationen herantragen zu lassen. Der Fluss jedoch schwemmt Holzscheite heran, worauf Jacques, statt lyrische Verse zu schreiben, flugs „den Wert des vorüberschwimmenden Holzes auszurechnen“ beginnt.⁵⁸ Der Wald ist vollends in Hain und Holz zerfallen. Jedoch ist das nicht Kellers einzige Auskunft zum Wald. So reflektiert er in „Das verlorene Lachen“ nicht nur ausführlich die Gefährdung forstlicher Nachhaltigkeit und damit zugleich Verlust heimischer Tradition, sondern findet am Ende im wohlgeordneten, nachhaltig aufgeführten Walde nicht weniger als ideale Pädagogik, eine Baumschule liebevoll als gestufte Bürgerschule ausgemalt sowie endlich Trost über das Menschengeschlecht: „die feierliche Stille erhöhte den überraschenden Eindruck, welchen der Anblick einer liebevollen Sorge hervorbrachte, die nicht mehr für das eigene Leben, sondern für ein kommendes Jahrhundert, für die Enkel und Urenkel waltete.“⁵⁹ Hier haben wir einmal mehr die beiden großen literarischen Themen des 19. Jahrhunderts: Entschleunigung und Verstetigung.

Während solch kunsthafte Literatur die Konvergenz von Wald und Gesellschaft im Zeichen der idealen Gemeinschaft wesentlich menschheitlich verstand, trieb vor allem die journalistische Essayistik deren Nationalisierung voran. 1853 hatte Wilhelm Heinrich Riehl, Stammvater der deutschen Volkskunde, implizit holzwirtschaftskritisch statuiert: „Der Wald stellt ein aristokratisches Element in der Bodenkultur dar. Er gilt mehr durch das, was er vorstellt, als durch das, was er schafft und einträgt. [...] In dem Wald wird für das Ganze gesorgt; [...] seine Schätze widerstreben der Beweglichkeit des Verkehrs.“⁶⁰ Um nicht weiterhin den allfälligen Wilhelm Heinrich Riehl anführen zu müssen, sei zur essayistischen Seite Willibald Alexis herangezogen, der sich 1851 unter seinem bürgerlichen Namen sorgte: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber es scheint nicht dafür gesorgt, daß sie nicht einmal ausgehen.“ Dazu

⁵⁸ Keller, Gottfried: Züricher Novellen. In: Ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Hg. v. Thomas Böning et al. Bd. 5. Frankfurt a. M.: Dt. Klassiker-Verlag, 1989, hier S. 13-15.

⁵⁹ Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla. In: Ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Hg. v. Thomas Böning et al. Bd. 4. Frankfurt a. M.: dtv, 1989, S. 499-595, S. 591f.

⁶⁰ Riehl, Wilhelm Heinrich: Feld und Wald. In: Ders.: Land und Leute. 12. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1925 (Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik 1), S. 43-62, S. 45 u. 57. Vgl. a. zur Aktualität 1848, S. 60f.

lieferte er unter dem Titel „Unsere Wälder und ihr Einfluß auf den Volkscharakter“ eine veritable Warn- und Mahngeschichte. So recht wird zwar nicht geklärt, was zuerst beeinflusste, Wald oder Charakter, aber irgendwann muss der fehlende oder noch vorhandene Wald den Volkscharakter geprägt haben. Deutschland ist jedenfalls in der nämlichen Gefahr wie andere Völker zuvor, deren Angehörige „kaum einen Baum je gesehen haben“ und den Gesang der Vögel nicht mehr kennen. Die Orientalen, „geborne Feinde der Wälder“, die Mediterranen, die Russen, die den Freiheitskampf der Tscherkessen niederschlugen, indem sie die Wälder des Kaukasus „ausgetilgt“ haben – sie alle haben ihren Charakter kulturell kaltgemacht. Anders die Germanen, die wie „Celten und Slaven ihr Heiligthum in den Wäldern“ hatten. „Der Sinn für den Zauber der Natur ist ein Charakteristikum der deutschen Stämme. Wir finden ihn überall wieder, in Kunst und Wissenschaft, auch in unserer sogenannten Romantik, die, trotz ihres Namens, aus den deutschen uralten Waldschauern her stammt.“ So ist am gerade stattgehabten Sieg Dänemarks im Kampf um Schleswig das Abholzen der Küstenbuchen schuld. Auf die Exklamation: „[W]o ist der deutsche Eichenwald, der das Vaterland vor den Stürmen draußen schützt!“ folgt der Appell: „[B]ei uns, an uns ist es, dieses wenigstens zu pflegen! Was weiter die Gemeinde durch alle Kreise bis zum Staat hinauf für die Erhaltung der Wälder zu thun hat [...], das liegt außer uns; aber der Einzelne wirkt mit, wenn Jeder thut, was an ihm ist.“⁶¹

Ehe Gemeinde und Staat tätig wurden, taten tatsächlich einzelne, was ihnen zu tun möglich war – sie taten, was im deutschen Wesen ebenso liegt wie die Verehrung des Waldes, sie bildeten Vereine. Zunächst Geschichtsvereine. Sehr schnell griff die Vorstellung vom Erhalt und der Bewahrung historischer Zeugnisse auch auf die Landschaft aus. 1888 forderte die Generalversammlung des ‚Gesamttvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine‘ die deutschen Regierungen auf, den Denkmalschutz „auf die Erhaltung der geschichtlich überkommenen Physiognomie [...] auszudehnen“. Mit fortschreitender Industrialisierung traten neben die Geschichtsvereine nun zunehmend Vereinigungen zum Erhalt und zum Schutz der Natur. Das nun bezog sich zum einen auf die so genannte unberührte Natur, zum anderen aber auch auf natürlich oder natürlicher erscheinende Kulturräume. Zunächst kam es zu einzelnen Akten, wie etwa Schutz besonders monumentaler Bäume oder von Landschaftsteilen, wie dem ‚Drachenfels‘ im Siebengebirge oder der ‚Teufelsmauer‘ im Harz.⁶²

⁶¹ Häring, W: Unsere Wälder und ihr Einfluß auf den Volkscharakter. In: Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 1 (1851), S. 572-596. Den Hinweis verdanke ich Silke Bittkow.

⁶² Vgl. Adam, Thomas: Parallele Wege. Geschichtsvereine und Naturschutzbewegung in Deutschland. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 48 (1997), H. 7/8, S. 413-428, S. 417. Vgl. a. Petri, Rolf: Deutsche Heimat 1850-1950. In: Comparativ 11 (2001), H. 1, S. 77-127.

1904 schrieb der *Bund Heimatschutz* (ab 1913 *Deutscher Bund Heimatschutz*) ausdrücklich den Schutz von ganzen Landschaftsensembles in sein Programm: „Wir müssen das Landschaftsbild in seiner Gesamtheit erfassen [...]“ Diese Art von Naturschutz oder Heimatschutz war die Verlängerung dessen, was die Geschichtsvereine als Suche nach den Wurzeln der Geschichte betrieben, über die Geschichte hinaus, gewissermaßen in den Wurzelgrund der Natur. Die Bewegung des Natur- bzw. Heimatschutzes begann ab etwa 1890 massenhaft zu werden, wobei man sich selbstverständlich nicht als Masse, die es ja als Übel zu bekämpfen galt, verstand. Selbstbewusst sah man sich vielmehr als eine „Bewegung“. Zugleich empfand man ein allgemeines Unbehagen am Sporadischen, Zufälligen und Willkürlichen des Natur- und Landschaftsschutzes, so wurde etwa hier ein Laubholzbestand unter Schutz gestellt, damit der lokale Universitätsbotaniker seine Rindenforschung betreiben konnte, oder dort ein Mischwald als Reservat angelegt, um Landschaftsmalern Studienmotive zu erhalten.

Motor der Naturschutzbewegung war bis dahin vor allem Hugo Conwentz gewesen. Aber die Linie von Conwentz schien zunehmend zu defensiv und zu unsystematisch. Der als Dichter der Lüneburger Heide bekannt gewordene Hermann Löns, schrieb 1911: „Pitzelkram ist der Naturschutz, so wie wir ihn haben. Die Naturverhuzung arbeitet ‚en gros‘, der Naturschutz ‚en detail‘. Zähneknirschende Wut erfaßt einen, sieht man die grauenhafte Verschandelung der deutschen Landschaft.“⁶³ und folgerte, dass man sich zugleich um aktive Umgestaltung, ästhetische Neugestaltung zerstörter, geschädigter oder verhässlichter Landschaften bemühen müsse. Alle jene Überlegungen folgten dem Nachhaltigkeits-Modell der Forstwirtschaft. Parallel zur Entlastung des Waldes vom industriellen Verbrauchsdruck seit Mitte des 19. Jahrhunderts durch alternative Energiequellen, insbesondere Steinkohle – immerhin wurden noch 1850 75% der industriellen Hochofenproduktion mit Holzfeuerung betrieben –, hatten sich die Monokulturen aus Nadelhölzern als anfällig gegenüber Schädlingen und Wind und abträglich für den Boden erwiesen, sodass man die „Rückkehr zur Natur“ propagierte, d.h. zum Konzept des nachhaltig aufgeführten, generationell gestuften Mischwaldes. Das wurde flankiert vom Konzept einer „Forstästhetik“, wie sie zuerst Heinrich von Salisch ab 1885 unter Rekurs auf das in Deutschland elaborierte Repertoire der englischen Parkästhetik systematisch entwickelte. Von Salisch berief sich dabei ausdrücklich auf Conwentz und die Heimatschutzvereine: „Den forstästhetischen Bestrebungen ist eine erfreuliche Bundesgenossen-

⁶³ Nach Knaut, Andreas: Anfänge des staatlichen Naturschutzes. Die frühe regierungsamtliche Organisation des Natur- und Landschaftsschutzes in Preußen, Bayern und Württemberg. In: Abelshauser, Werner (Hg.): Umweltgeschichte. Umweltverträgliches Wirtschaften in historischer Perspektive. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1994, S. 143-162, hier S. 152.

schaft durch die Pfleger der Naturdenkmäler – ich nenne in erster Linie Dr. Conventz [!] – und die verschiedenen Heimatschutzvereine erwachsen. Deren noch junge Literatur überflügelt die unsrige schon bei weitem.“⁶⁴ Seine „Lehre von der Schönheit des Wirtschaftswaldes“ war durchaus an Nützlichkeits-erwägungen geknüpft:

1. Die Beachtung ästhetischer Gesichtspunkte sichert vor wirtschaftlichen Mißgriffen, weil man mit dem Streben nach dem Schönen, welches zur Vollkommenheit führt, das Gute und damit das Zweckmäßige gleich mit erreicht.
2. Die Dienstfreudigkeit der Beamten hängt mit ab von der Schönheit des Revieres. [...]
3. Die dem Walde um seiner Schönheit willen zugewendete Neigung der Bevölkerung ist dem Walde in vieler Hinsicht nützlich. [...] Je schöner der Wald, desto mehr Liebe wird er finden, desto bereitwilliger werden die gesetzgebenden Körperschaften dem Walde reiche Mittel zuwenden und die Bevölkerung wird den schönen Wald lieben und ehren.⁶⁵

Massenhaft und erfolgreich literarisch begleitet wird die Forstästhetik durch Heimatliteratur und Heimatkunstabewegung. Während Peter Roseggers „Waldheimat“ es 1906 gar zum Markenzeichen, nämlich zur offiziellen geographischen Lagebezeichnung gebracht hatte, oder Ludwig Ganghofer in Übercodierung eines organischen Weltbildes in „Waldrausch“ 1908 einen musisch gebildeten Ingenieur zum Retter und Versöhner der Bergwaldheimat werden lässt, nahm sich auch Thomas Mann 1909 in „Königliche Hoheit“ der Thematik an, indem er einen kundig lexikalisch unterfütterten Abriss der Waldwirtschaft von der allgemeinen Waldliebe bis zu Streuwirtschaft, Monokultivierung, Schädlingsbefall und staatliche Überhauung gab.⁶⁶

Die Programmatik aktiver Landschaftsgestaltung beschränkte sich zu der Zeit nicht mehr bloß darauf, die Industrialisierungsschäden zu kaschieren oder zu beseitigen, sondern dehnte sich auch auf Vorstellungen einer spezifisch heimischen Natur aus, was Entfernung, Ausgrenzung und Ausmerzung ‚fremder‘ Pflanzen und Bäume implizierte. Ästhetische Konventionen und ideologische Konstrukte trugen die Umformung im Auftrag angeblicher Authentizität. Die ehemals Einbürgerungspolitik der *Fruchtbringenden Gesellschaften* gegenüber fremden Pflanzen, Gehölzen und Bäumen war nun nach gut einem Jahrhundert in die Ausbürgerungs- und Ausgrenzungspolitik der völkisch-nationalistischen Bünde umgeschlagen. 1928 gründete der *Deutsche Bund Heimatschutz* zusammen mit dem *Verein Deutscher Ingenieure* eine *Deutsche Arbeitsgemeinschaft zur Erhal-*

⁶⁴ Salisch, Heinrich von: Forstästhetik. 3., verm. Aufl. Berlin: Springer, 1911, S. 12.

⁶⁵ Ebd., S. 5f.

⁶⁶ Vgl. Mann, Thomas: Königliche Hoheit (1909). Frankfurt a. M.: Fischer, 2001, S. 35-38 u. 287.

ung technischer Kulturdenkmäler. Inzwischen war nun also auch die bis dato verhasste Industrie in ihren älteren – und d.h. gewohnten – Schichten nostalgiewürdig geworden. Diese Bünde waren durchaus in sich gespalten. Ging es den einen eher um Kompromissbildungen mit der Industrialisierung, dem Rückgrat deutscher Machtpolitik, wandten sich Radikalere, lebensphilosophische Fundamentalisten, gegen den Menschen als „Raubwesen“ mit seiner „verfluchten Kultur“ – etwa Ludwig Klages und Theodor Lessing. (Dass Theodor Lessing die Eiche zu dem „Naturesymbol“ erklärte, in dem man „unmittelbar das Wesen deutscher Erde“ finde,⁶⁷ und den Schutz des „deutschen Waldes“ vor dem „giftigen Anhauch“ der Industrie forderte, bewahrte ihn nicht davor, 1933 von den Nazis ermordet zu werden.)

5. Immer nur Krieg oder Verewigter Wald

Ausgerechnet die von den Völkischen und Nationalisten verhasste Weimarer Republik schrieb es in ihre Verfassung: „Die Denkmäler [...] der Natur sowie der Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.“ Währenddessen setzten sich die bisherigen Stränge fort, z.B. in der Wiedererweckung des gesamten romantischen Motivrepertoires in „Meine Wälder“ von Karl Ernst Knodt, wozu Otto Ubbelohde, der ja schon die Ur-Ikonologie der Grimmschen Märchen aus dem Repertoire der jugendstilisierten mittelhessischen Landschaft geliefert hatte, die archetypischen Bilder beisteuerte – seit 1918 in mehreren Auflagen erschienen.⁶⁸ Es ist auch durchaus nicht so, dass die Intellektuellen und so genannten Asphaltliteraten der Weimarer Republik den Wald rechts liegen lassen oder verachtet hätten, Kurt Tucholskys nostalgische Frage nach den *Buchenwäldern unserer Jugend* steht durchaus nicht allein.⁶⁹ Insgesamt jedoch ist der Wald in der Weimarer Republik Aufenthalt der Rechten, und das nicht nur in der realen Form der Feme-Treffs⁷⁰ und paramilitärischen Übungslager. Ideologisch markant waren die Phantasmen der soldatischen Nationalisten und

⁶⁷ Zit. n. Demandt: Über allen Wipfeln, S. 232.

⁶⁸ Knodt, Karl Ernst: *Meine Wälder. Bilder von Otto Ubbelohde*. München: Wiechmann, 1921.

⁶⁹ Tucholsky, Kurt: *Wo sind die Buchenwälder unserer Jugend?* In: Ders.: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Reinbek: Rowohlt, 1975. Bd. 8, S. 112-114. Vgl. z.B. a. Auburtin, Victor: *Der Friedensquell*. In: Ders.: *Sündenfälle*. Hg. v. Heinz Knobloch. Berlin: Aufbau-Taschenbuch-Verlag, 2000, S. 177f.

⁷⁰ Vgl. z.B. Josephus [d. i. Joseph Roth]: *Wulles deutscher Wald*. In: *Vorwärts*, 18. 5. 1924. Hier nach Joseph Roth: *Werke*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1989-1991, Bd. 2, S. 188f.

antimodernen Verweigerer, die den Wald als das Andere einer siedelnden, sesshaft gewordenen Gesellschaft phantasierten, als Schutz-, Regenerations- und Bereitstellungsraum des Soldaten, der möglichst bald wieder daraus hervor und mit Krieg über die Städte kommen will.

Die Jugendbewegung wuchs aus dem Protest gegen die Großstadt und Degenerationsideale, gegen Versnobtheit und Müdigkeitspathos. Und der Wald allein tut es nicht. Wenn sie eine Bewegung der Erneuerung und nicht bloß der Asphaltfeindschaft sein wollte, mußte sie Ideen haben. Ihre Idee war: Los von der Zivilisation, empor zur Gemeinschaft.⁷¹

„Im Wald“ schreibt Ulrike Haß, „gewinnt der Mann seine Grenze, der in der Zeitalterfront zerrissene Krieger flickt sich wieder.“⁷² Die literarischen Wälder der Weimarer Republik, geschrieben von den Konrad Beste, Friedrich Griese, Ulrich Sander oder Ernst Wiechert, sind von Kriegern bevölkert, meist einsam, stets bewaffnet. Ein besonders prägnantes Beispiel liefert der Förstersohn Ernst Wiechert. In seinem Buch „Der Wald“ von 1920 verteidigen die Kriegsheimkehrer Isegrimm und Henner den Bannwald, in dem sie als „Wölfe“ hausen, gegen den „roten“ Dr. Plurr und seine zigarettenrauchende Tochter, die den Wald vermessen und verkaufen wollen.⁷³ Das wüteste Zeugnis dieser Waldkriegerphantasien dürfte Ernst Wiecherts Roman „Der Totenwolf“ von 1922 sein, ein Gemisch aus Gottsuchertum, Germanensaga, Kriegsphantasie und adoleszenten Initiationsqualen. Wulf lebt im Wald, um Deutschland zu neuem Glauben zu erwecken. Rastlos sehnt er sich nach Ruhe, die aber erst mit dem Opfertod eintreten kann. Sterbend röchelt er der Mutter sein Vermächtnis: „Mutter, die Welt ist der Liebe nicht reif ... einmal... der deutsche Mensch... vielleicht wird er in Liebe leben können. Aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet, eisenklirrend [...] der Haß... ist das Größte [...]“ Und so stirbt er in den Armen der Mutter, „Glockenklang fiel über die Wälder, in schweren Wellen“.⁷⁴

„Ewiger Wald und ewiges Volk gehören zusammen“ – verkündete Hermann Göring auf der Tagung des Deutschen Forstvereins 1936. „Die Idee der Verbundenheit von Wald und Volk, den Gedanken der Nachhaltigkeit und die organische Auffassung des Waldwesens“ sind die drei Grundgedanken, die Deutschland der

⁷¹ Plessner, Hellmuth: Grenzen der Gemeinschaft (1924). In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. V. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981, S. 7-133, hier S. 35.

⁷² Haß, Ulrike: Militante Pastorale. Zur Literatur der antimodernen Bewegungen im frühen 20. Jahrhundert. München: Fink, 1993, S. 192f.

⁷³ Wiechert, Ernst: Der Wald (1920). In: Ders.: Sämtliche Werke in 10 Bänden. Bd. 1. Wien et al.: Desch, 1957.

⁷⁴ Wiechert, Ernst: Der Totenwolf (1922). In: Ebd. Bd. 2, S. 252f.

Welt geschenkt hat. Damit habe die Forstwirtschaft „manches vom Geiste des Nationalsozialismus in sich“ getragen, aber erst der Nationalsozialismus gab ihr „den weltanschaulichen Unterbau“. Die aus der „Gemeinschaftsidee“ wiedererwachsene „grundsätzliche Auffassung“, dass deutscher Wald „deutsches Volksgut“ sei, verband Göring mit der profanen Forderungen an die Forstwirtschaft, „ihre Leistung zu steigern“.⁷⁵ Gesagt, getan. „Der deutsche Wald“, rapportierte 1939 Generalforstmeister Alpers unter Hinweis auf die erhöhte „Holzernte“ in „Verstärkung der Eigenerzeugung“, „hat [...] seit dem Jahre 1933 seine Pflicht getan“.⁷⁶ Genau dies aber, die Indienstnahme des Waldes, die nicht erst durch die späteren Kriegsschäden, sondern bereits durch die Kriegsvorbereitung die Bestände erheblich dezimiert hatte, ernüchterte Naturschützer und Heimatbündler erheblich. Umso mehr gingen die Nazis in die rhetorische Waldoffensive. Nicht einmal in der Romantik dürfte der Wald derart inflationär gebraucht und in derart vielfältige metaphorische Austauschbeziehungen eingebunden worden sein. Daran arbeiteten alle Medien und künstlerischen Sparten mit. Der Wald hatte weltanschaulich-literarisch höchste Konjunktur. Ob Eugen Diesel,⁷⁷ Carl Wilhelm Neumann, der forderte, die Jugend, statt mit toten Lehrplänen zu traktieren, sie „wieder und wieder unter das gotische Laubdach der Wälder“ zu führen, um ihnen zu erzählen, „was seit Armins Tagen der Wald dem germanischen Volke war“,⁷⁸ ob Walther Schoenichens Erneuerung des „Urwaldsinns“,⁷⁹ ob Arnold Freiherr von Vietinghoff-Rieschs Appell zur „nationalpolitischen Kulturaufgabe“ des Waldes,⁸⁰ ob mal mehr forstwissenschaftlich, mal mehr volkspädagogisch, der Wald erschien Garant wie Testfall organischer Volksgemeinschaft der ewigen Deutschen.

Es lief die Metaphernmaschine: Vergleichbar mit Meer, Boden oder Blut fungiert der Wald in jeglichen Bedeutungsbeziehungen. In Richard Euringers „Waldsegen“ ist der Wald ein Dom, bei Hans Schwarz der „Forst in Preußen“ ein

⁷⁵ Göring, Hermann: Ewiger Wald – Ewiges Volk. Rede auf der Tagung des Deutschen Forstvereins am 17. August 1936. In: Ders.: Reden und Aufsätze. Hg. v. Erich Gritzbach. München: Eher, 1938, S. 245-255, hier S. 251, 245, 246, 249, 250, 245 u. 255.

⁷⁶ Alpers, Friedrich: Der Beitrag des Waldes zur deutschen Rohstofffreiheit. In: Der Vierjahresplan 3 (1939), S. 86-93, S. 87. Zum Holzverbrauch im ‚Dritten Reich‘ vgl. Küster: Geschichte des Waldes, S. 214.

⁷⁷ Diesel, Eugen: Wald und Mensch im technischen Zeitalter. Berlin: VDI-Verlag, 1935 (Deutsches Museum. Abhandlungen u. Berichte 7[2]).

⁷⁸ Neumann, Carl Wilhelm: Das Buch vom deutschen Wald. Leipzig: Dollheimer, 1935, S. 17.

⁷⁹ Schoenichen, Walther: Urwaldsinn in deutschen Landen. Bilder vom Kampf des deutschen Menschen mit der Urlandschaft. Neudamm: Neumann, 1934.

⁸⁰ Vietinghoff-Riesch, Arnold Freiherr von: Naturschutz. Eine nationalpolitische Kulturaufgabe. Neudamm: Neumann, 1936.

Heer und Tempel der Freiheit⁸¹: Wald ist Welt ist Meer ist Heer ist Dom ist Ewigkeit ist Volk ist Blut ist Werden ist Vergehen ist Bestehen und so fort.⁸² Johannes Linke, vogtländischer Volksschullehrer und „Dichter des Waldes“,⁸³ scheint zunächst eine Ausnahme, weil er sich immerhin archivierendes Gedenken zur Aufgabe gemacht hat und konkrete Vorgänge und Arbeiten im Walde zu benennen weiß, so etwa im mehrere Seiten langen Gedicht „Der Waldgänger“.⁸⁴ Gerade bei Linke findet man das gesamte Spektrum zwischen „Herzraum der Erde [...] Heimat der Deutschen!“, Waldmeer und Fahnenwald, Yggdrasil und Tannhäuserstab. Besonders auffällig ist die ambivalente Geschlechterkonnotation. Gibt es einerseits „den lieben / Mütterlichen Gesang vom Wurzeln und Wachsen“, den „Waldgrund“ als „Schoß“, beschwört Linke andererseits „Vater Wald“ und den Fahnenmast: „Blutstrom des Volkes durchbraust deinen Schaft / Heilvoll und drängend als Lebenssaft / Hochauf zur Fahne.“⁸⁵

Immerhin gab es auch vorsichtigen Einspruch. So schrieb Ehm Welk gegen die Vorstellung bestimmter „Waldfreunde“ vom Wald als „Lesebuch des Lebens“, worin man den „naturnotwendigen Kampf um das Dasein, [...] erbitterten, mitleidlosen Kampf aller gegen alle“ erkennen könne, dass die „grüne Welt“ in erster Linie „wohlige Geborgenheit, ein Einordnen und Aufgehen des Menschen in die große Lebensgemeinschaft der Natur“ vermittele. „Denn der Sinn und Zweck des Lebens ist das Dasein und nicht das Vergehen.“ Im Wald herrsche die Verbundenheit „allen Lebens“ – „allen“ dabei gesperrt gedruckt – und, merksatzartig hervorgehoben, „alles im Wald steht in Zusammenhang; alles ist eine Einheit!“⁸⁶ Damit bezog Welk sich auf den seinerzeit wohl nachhaltigsten Waldideologen, auf Raoul H. Francé, der 1922 in seinem Büchlein „Ewiger Wald“ nicht nur explizit den Begriff der Ökologie für den Wald ins Spiel brachte,⁸⁷ sondern – ohnehin mehr interessiert an Pilzen und Sporen denn an schnürenden Füchsen

⁸¹ Euringer, Richard: Waldsegen u. Hans Schwarz: Forst in Preußen. In: Lindemann, Klaus (Hg.): Deutscher Dichter Wald. Waldgedichte. Paderborn: Schöningh. 1985, S. 110f.

⁸² In solchen Wörtern changieren Begriff und Bild, ist auf unsistierbare Weise Konkretum und Abstraktum zu einem Dritten vermischt, das man – seiner Funktion nach – Synkretum nennen könnte.

⁸³ Müller-Hansen, Herta: Dichter des Waldes. In: Kölnische Zeitung Nr. 65 v. 4. 2. 1939, Abendblatt, S. 2.

⁸⁴ Linke, Johannes: Der Waldgänger. In: Der Baum. Ein Gedichtkreis. Leipzig: Staackmann, 1934, S. 46-52.

⁸⁵ Ebd., S. 32, 8, 54, 40 u. 175.

⁸⁶ Welk, Ehm: Der deutsche Wald. Sein Leben und seine Schönheit. Berlin: Dt. Verlag, 1935, S. 22.

⁸⁷ Vgl. Francé, Raoul H.: Ewiger Wald. Ein Buch für Wanderer. Leipzig: Eckstein, 1922, S. 196.

oder forkelnden Hirschen – emphatisch betonte: „die Welt ist kein Kampfplatz, und der Wald ist erst recht keiner“ – und die Menschheit steht am Scheidewege von „Waldesfrieden oder immer nur Krieg“.⁸⁸

Ausgerechnet auf Francés Buch rekurrierte ein Film, der im Auftrag der NS-Kulturgemeinde produziert worden war und im Sommer 1936 Premiere hatte: „Ewiger Wald“. Ein Film, der nicht nur durch die Wälder aller deutschen Gaue, sondern auch von der tiefsten Germanenzeit in allen Stationen ‚deutscher‘ Geschichte bis hin zur nationalsozialistischen Gegenwart führen sollte. Alles sollte in diesem Film mit allem eines sein. Wald pur und Essenz der Volksgemeinschaft im ‚ewigen Werden‘. Der Wald wirkt in Hausbalken wie in gotischen Madonnen, in Bahnschwellen wie im Unterstand, im Schlag- wie im Weihnachtsbaum, im Grabkreuz wie in Maibaum und Fahnenmast. Und so heißt es am Ende: „Volk steht wie Wald / in Ewigkeit.“ Filmisch evident gemacht wird das alles durch ständige Überblendungen, unter denen die von Wald und gotischem Dom und Wald und preußischem Heer die signifikantesten sind.⁸⁹ Gerade dieser Film illustriert, dass die im Nationalsozialismus propagierte ‚Ewigkeit‘ des Waldes mit dem, was das 19. Jahrhundert von Hauff über Stifter bis Riehl am Wald faszinierte, seine mögliche Nachhaltigkeit, nichts zu tun hatte. Dessen Ewigkeit ist gerade nicht Langfristigkeit und Nachhaltigkeit. Sie ist – Konsumversion von Nietzsches Lust, die Ewigkeit will – Sucht nach Permanenz. Wenn der Pflanzenökologe Hansjörg Küster in seiner „Geschichte des Waldes“, auf die Forschungsergebnisse der Vegetationsgeschichte verweist, nach denen „der Wald niemals während der letzten Jahrtausende über lange Zeit ein konstantes Aussehen behielt“, und folgert: „Schon allein deshalb ist das Bild bzw. das Modell vom ‚Ewigen Wald‘ ebenso falsch wie abstrus und daher abzulehnen“, hat er zwar recht, trifft damit aber nicht die Virulenz der Formel selbst. Sie ein Phantasma, Teil des Sogs, des aktuellen Pendants zur Zerstreuung, beides wiederum die (antipodischen) Nachfolger der „Versenkung“.⁹⁰ Als Ko-Bild

⁸⁸ Ebd., S. 86f.

⁸⁹ Der Film war – wie selbst die zeitgenössische Kritik vorsichtig anbrachte – derart überdeterminiert, dass er keinen großen Publikumsanklang fand, was Goebbels, über die Niederlage seines Widersachers Rosenbergs befriedigt, ins Tagebuch notierte. Vgl. dazu ausführlicher Schütz, Erhard: ‚Ewiger Wald‘ oder die Unruhe im ‚Dritten Reich‘. In: Produktivität des Gegensätzlichen. Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Horst Denkler zum 65. Geburtstag. Hg. v. Julia Bertschik, Elisabeth Emter u. Johannes Graf. Tübingen: Niemeyer, 2000, S. 193-208.

⁹⁰ Zum Stichwort Sog vgl.: Sog. Interview mit Klaus Heinrich von Horst Kurnitzky. In: Niemandland 1 (1987) H. 3, S. 84-93; das Begriffspaar Versenkung und Zerstreuung findet sich bei Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Bd. I/2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974, S. 431-469, hier z.B. S. 463 u. 465.

dieser Ewigkeit stets mitbeschworen wird Harmonie: „Immer erkennen wir den Rhythmus ‚Stirb und Werde‘ als das Einheitsgesetz von Volk und Wald. [...] Das ist das Wunderbare am Wald; er experimentiert für uns, alle Laster, Fehler und Dummheiten hat er schon begangen, ehe er das Gesetz der Gemeinschaft, der Dauer, die Harmonie fand. [...] So lautet das Gesetz des Waldes: Böse ist alles, was der Harmonie widerspricht!“⁹¹ Harmonie ist organisch, das Organische harmonisch – das ist die Tautologie, die im Kern der inflationären organozentrischen Allerwelts-Spekulationen steht.⁹² Sie könnte aber auch anders gefasst werden, weil das Klittern, der Austausch, die Ersetzung, Fusion und Permutation der Bilder und Begriffe Ziel und Inhalt dieser Programmatik sind: Das Faszinosum des Organischen ist seine Unsistierbarkeit. Es vergeht gerade oder wird soeben – und das immer langsam. So ist auch Harmonie nie da, sondern immer nur langsam zu sich hin. Sie ist die gedämpfte Unruhe, die temperierte Bewegung. Diese Harmonie ist kein habbarer Zustand, sondern Grund permanenter Umtrieblichkeit. Sie ist stets schon gewesen, was so viel heißt, wie stets noch (wieder) herzustellen. Darum wird sie auch nur in der Bewegung, unterwegs erfahren. Ihr äußerster Annäherungszustand ist der soghafter Selbstbewegung – in den somatischen Vibrationen der Kino-, Autofahrt- oder Flugwahrnehmungen. Folgerichtig gipfelt das Harmonieprojekt der waldähnlichen Volksgemeinschaft in den Visionen gemeinschaftlichen Autowanderns auf den waldumschlossenen, walderschließenden Reichsautobahnen.⁹³ „Unser Volk ist im Grunde ein Waldvolk.“⁹⁴ Nicht verwunderlich, dass man eine solche Phrase im Zusammenhang mit der Autobahn findet. „Die Straße ins Waldland“ lautet der Titel eines Autobahn-Romans von Hermann Gerstner aus dem Jahr 1938, das ist das Bild, das die Autobahnbauer wie ihre medialen Helfershelfer vermitteln. Zwar musste der Bau notwendig zur Vernichtung von Waldbeständen führen, aber die fertige Bahn sollte eben jene natürlichen und entschieden als Wald gedachten Landschaftsressourcen Deutschlands erschließen. Gerade der Autobahnbau, so Reichslandschaftsanwalt Seifert, könne erweisen, „daß der deutsche Mensch im

⁹¹ C. A. H.: Wald und Volk. In: Licht-Bild-Bühne 29 (1936), Nr. 131.

⁹² Vgl. Denkler, Horst: Natur und Technik im ‚Dritten Reich‘. In: Eggert, Hartmut; Ders.; Schütz, Erhard (Hg.): Faszination des Organischen. Konjunkturen einer Kategorie der Moderne. München: Iudicium, 1995, S. 267-284, hier S. 270.

⁹³ Vgl. dazu ausführlicher Schütz, Erhard: „... verankert fest im Kern des Bluts“. Die Reichsautobahn – mediale Visionen einer organischen Moderne im ‚Dritten Reich‘. In: Eggert et al.: Faszination des Organischen, S. 231-266, u. Schütz, Erhard; Gruber, Eckhard: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der ‚Straßen des Führers‘ 1933-1941. Berlin: Links, 1996, bes. S. 122-158.

⁹⁴ Lindner, Werner: Zwischen Pfad und Reichsautobahn. In: Die Autobahn 8 (1935), H. 2, S. 120f.

Wald nicht nur eine Quelle und Möglichkeit augenblicklichen Nutzens sieht, sondern daß er ihm seelisch verbunden ist, wie er auch im Baum den Freund sieht von Urbeginn her".⁹⁵ Darum planten die meist aus der Jugendbewegung stammenden Landschaftsgärtner und -architekten die Trassenführung und Landschaftsverbundung der Autobahn nach Kategorien und Verfahren, die einmal mehr aus der Parkästhetik des englischen Gartens herrühren. „Im Wald ist man nur, wenn man ganz von ihm umschlossen ist. [...] Kurvenführung in solcher Art, daß die Straßenbenutzer möglichst lange in einem geschlossenen Waldraum sich befinden, ist hier grundsätzliche Forderung.“⁹⁶

Solch harmonistisches Wald-Bild kommt dem Selbstbild der nationalsozialistischen Herrschaft wesentlich näher als die Pointen im Gefolge von Canettis Sentenz vom marschierenden Wald als deutschem Massensymbol.⁹⁷ Die besondere Brisanz dieser Selbstimaginierung als „NS-Baumgemeinschaft“⁹⁸ liegt darin, dass sie Ausschluss und Ausmerzung vollstreckte, im Namen der Harmonie gnadenlos selbstgewiss.

6. Bestellbarkeit von Zellulose oder Doch nicht gestorbener Wald

Zunehmend zum Kriege hin entstanden oder wiedererstanden auch andere Bilder des Waldes. Ernst Wiechert, noch 1934 vom „Völkischen Beobachter“ als „Dichter des deutschen Waldes“ gefeiert, sämftigte seine ehemals aggressiven Phantasien 1939 in „Das einfache Leben“ ins Quietistische, wobei der Wald nicht mehr Ort ist, an dem der Krieger seinen Hass herausschreit, sondern nunmehr Rückzug vor der „Bewegung“. Als lebensfeindlich und passivistisch verrissen, erzielte das Werk dennoch höchste Auflagen. An der Symbolik des Waldes hält Wiechert jedoch auch noch in jenem Roman fest, der seine Erfahrungen im KZ Sachenhausen martyrologisch überhöhend bearbeitete, unter dem Titel „Der Totenwald“ 1945 erschienen. Dass die Häftlinge ausgerechnet unter den Stücken

⁹⁵ Seifert, Alwin: Reichsautobahn im Wald. In: Die Straße 5 (1938), H. 14, S. 417.

⁹⁶ Seifert, Alwin: Im Zeitalter des Lebendigen. Natur, Heimat, Technik. Bd. 1. München: Müllersches Verlagshaus, 1943 [mehr nicht erschienen], S. 110.

⁹⁷ „Das Massensymbol der Deutschen war das Heer. Aber das Heer war mehr als das Heer: es war der marschierende Wald. In keinem modernen Lande der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz der Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gern auf und fühlt sich eins mit den Bäumen.“ Canetti, Elias: Masse und Macht (1960). Frankfurt a. M.: Fischer, 1996, S. 203.

⁹⁸ Nach Demandt: Über allen Wipfeln, S. 267.

des gefällten Waldes keuchen müssen, wird ihm zum höchsten symbolischen Ausdruck des Nazi-Frevels. Bei Ernst Jünger, *der* Prominenz des soldatischen Nationalismus, wird 1939 in der Erzählung „Auf den Marmorklippen“,⁹⁹ von Thomas Mann in einer Mischung aus schauerndem Widerwillen und widerwilliger Anerkennung „das Renommierbuch der 12 Jahre“ genannt,¹⁰⁰ der Wald zum Ort des Schreckens, worin sich das Gelichter um den Oberförster sammelt, eine synthetische Figur aus allgemeinen Zuschreibungen, Elementen Hitlers und vor allem Görings, den man ja im Volksmund als „Reichsjägermeister“ titulierte. Hier herrschen Unzucht, Zuchtlosigkeit und Terror der Folterstätten. Aus dem Wald trägt der Oberförster mit seinen „Lemuren“ den Vernichtungskrieg gegen die Kulturlandschaften und die „Menschen“ vor, die er in Wald und Getier zurückverwandeln will.

Währenddem der Krieg der Nazis als Bombenkrieg auf Deutschland zurückfiel und die Menschen, in, so Nossack, den „Urwald“ zurückwarf, in dem sie, wie zahlreiche Zeugnisse zeigen, sich als „Ameisen“ sahen, notierte – nach dem Feuersturm von Hamburg – Hans Erich Nossack:

Im Norden Finnlands gibt es vor Frost erstarrte Wälder. Wir hatten ein Bild davon in unserer Wohnung hängen. Aber wer denkt dabei noch an Wald? Es ist nicht einmal das Gerippe eines Waldes. Gewiß, es ist etwas da, sogar mehr, als wenn es nur Gerippe wäre, aber was bedeuten diese Zeichen und Runen? Vielleicht die unausdenkbare Umkehrung des Begriffes Wald?

Das Bild war mit der Wohnung und der Stadt untergegangen, die nun „nicht ein totes Bekanntes“, sondern nurmehr „das eigentlich Nicht-Mögliche“ schien.¹⁰¹

Doch selbst darin ging das Leben weiter und kam alsbald die semantische Waldmaschinerie wieder in Gang – nun in Abkehr von der bürokratisierten und technischen Welt. Ernst Jünger lieferte 1951 mit „Der Waldgang“ die wahrscheinlich populärste Version, einen Deutschexistenzialismus, widerständig und brav zugleich, konform, aber mit dem Selbstgefühl rebellischer Besonderheit. „Der Waldgang“, kündigt gleich der erste Satz an, „es ist keine Idylle, die sich hinter dem Titel verbirgt.“ Dem Leser wird vielmehr ein „bedenkliche[r] Ausflug [...] über die Grenzen der Betrachtung“ hinaus versprochen.¹⁰² Gegen die

⁹⁹ Jünger, Ernst: Auf den Marmorklippen. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 15. Stuttgart: Klett-Cotta, 1978, S. 247-351.

¹⁰⁰ Thomas Mann an Agnes E. Meyer, 14. 12. 1945. In: Mann, Thomas: Briefe. Bd. II: 1937-1947. Frankfurt a. M.: Fischer, 1979, S. 462-465, S. 464.

¹⁰¹ Nossack, Hans Erich: Der Untergang (1948). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1962, S. 45.

¹⁰² Jünger, Ernst: Der Waldgang (1951). Zit. n. Jünger, Ernst: Sämtliche Werke. Bd. 7. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980, S. 281-374, S. 283.

„ununterbrochen fragestellende[n] Mächte“ der Zeit, worin Ariernachweis, Entnazifizierungs-Fragebogen und Wahlscheine der Demokratie umstandslos gleichgesetzt waren, repräsentiere der Waldgang die „Freiheit des Einzelnen in dieser Welt“. Der Waldgang, „Spielraum kleiner Eliten“, so Jünger, sei nicht auf den Wald beschränkt. „Was seinen Ort betrifft, so ist der Wald überall. Wald ist in den Einöden wie in den Städten, wo der Waldgänger verborgen oder unter der Maske von Berufen lebt.“ Margret Boveri dolmetschte: „Wald ist ja überall, in der Großstadt wie in der Wüste. Der Wald ist das, was für Antäus die Berührung mit der Erde war. Der Waldgang, die Begegnung mit sich selbst als Menschen, ist einsam. Der Waldgänger ist nicht Anarchist, sondern die Gestalt des Uebergangs, des Indossements.“¹⁰³ Stefan Andres ließ dann 1959 das Personal seines Romans „Der graue Regenbogen“ tatsächlich planen, sich in den Wald sich zurückziehen – allerdings unter Mitnahme eines Fernsehers.¹⁰⁴ (Wohl *die* Abbeviatur jener Jahre!)

Martin Heidegger, der sich damals auf „Holzwege“ begab und nach „Lichtung“ suchte, und dessen Refugium am Todtnauberg – ein exemplarischer Ort frühester Waldindustrie, nämlich des Erztagebaus im Mittelalter¹⁰⁵ – zur Pilgerstätte wurde, schmerzlich für Paul Celan oder auflagenträchtig für Rudolf Augstein, Heidegger legte sich Rechenschaft über den Wald:

Der Forstwart, der im Wald das geschlagene Holz vermißt und dem Anschein nach wie sein Großvater in der gleichen Weise dieselben Waldwege begeht, ist heute von der Holzverwertungsindustrie bestellt, ob er es weiß oder nicht. Er ist in die Bestellbarkeit von Zellulose bestellt, die ihrerseits durch den Bedarf an Papier herausgefordert ist, das den Zeitungen und illustrierten Blättern zugesellt wird. Diese aber stellen die öffentliche Meinung daraufhin, das Gedruckte zu verschlingen, um für eine bestellte Meinungsherrichtung bestellbar zu werden.¹⁰⁶

Dagegen ließ er selber die Eiche sprechen: „Die Eiche selber sprach, daß in solchem Wachstum [aus „Langsamkeit und Stete“] allein gegründet wird, was dauert und fruchtet: daß wachsen heißt: der Weite des Himmels sich öffnen und

¹⁰³ Ri [= Margret Boveri]: Die Gestalt des Interregnums. Ernst Jüngers „Waldgänger“ – die dritte Figur neben „Arbeiter“ und „Unbekanntem Soldaten“. In: Der Kurier, Nr. 227, 28. 8. 1951, S. 4.

¹⁰⁴ Andres, Stefan: Der graue Regenbogen. München: Piper 1959, S. 438.

¹⁰⁵ Vgl. Krebs, Norbert: Todtnauberg. Eine kulturgeographische Skizze. In: Zur Geographie der deutschen Alpen. Hg. v. Deutschen Akademischen Geographenverein Graz. Wien: Seidel, 1924, S. 133-145, bes. S. 136f.

¹⁰⁶ Heidegger, Martin: Die Frage nach der Technik. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen: Neske, 1954, S. 13-44, hier S. 25f.

zugleich in das Dunkel der Erde wurzeln; daß alles Gediegene nur [so] gedeiht [...].¹⁰⁷

Derweil feierte in den ungediegen Breiten des Kinos der Wald Triumphe im Heimatfilm, der Schwarzwald allem voran. Förster wird zum deutschen Filmberuf.¹⁰⁸ Liebe und Leidenschaft geschieht in den Wäldern, deren Lob von wandernden Vagabunden, Heimatchören oder Touristen im Cabriolet gesungen wird. Der Film-Wald grenzt einzelne Bösewichte aus, um Einheimische und Vertriebene, ersatzweise auch die Seelenvollen unter den Touristen in toto zu integrieren. Abgründigeres, wie die Waldflucht und -hatz des Mörders Bruno Fabeyer, die es durch Dieter Wellershoff zu literarischem Ruhm brachte, blieb selten.¹⁰⁹

... und dann kam das Waldsterben...

Indes gab es gegen diesen ersten Schub kollektiven Selbstmitleids auch Thomas Bernhard, der „jetzt, wo das Wort Wald und das Wort *Waldsterben* so in Mode gekommen sind und überhaupt der *Begriff Wald* der am meisten [...] mißbrauchte ist“¹¹⁰, das apostrophierte Waldsterben mit Stifters „Hochwald“ komplementierte und beide seiner verbalen Holzwirtschaft übergab: „Wald, Hochwald, Holzfällen“.¹¹¹ Schließlich sollte das Waldsterben auch für die Medien bloß eine Medienerfindung gewesen sein¹¹² und nachher zog im Sog der Fernstenliebe die Aufmerksamkeit weiter zu den Regenwäldern. Nachhaltigkeit, die Botschaft des Waldes, gilt nun überall, und bei den Nachrichten über den Wald können wir wählen – zwischen Klagen über Sturmschäden, Jammer über Preisverfall und Alarm der Ökologen wegen schadstoffbedingter Wachstumsakzeleration, Berichten über endlich ausgehauene „Hakenkreuzwälder“, die österreichische Überführung der Wälder in Aktiengesellschaften und die Unlust der Jugend, in den Wald zu gehen.

Endlich hat auch die Volkskunde nach Wilhelm Heinrich Riehl wieder des deutschen Waldbewusstseins sich angenommen. Glaubt man Albrecht Lehmann, kommt selbst im Wald das Auto zuerst. „Zunächst ist hier das Auto zu nennen. Es fungiert für die Anreisenden nicht allein als Transportmittel, sondern dient typischerweise als Ausgangspunkt von Wanderungen“ und deren „glückliches Ende“.¹¹³ Dazwischen jedoch liegt ein Unterschied ums Ganze. Hat der eine

¹⁰⁷ Vgl. Heidegger, Martin: *Der Feldweg*. Frankfurt a. M.: Klostermann, 1989, S. 15.

¹⁰⁸ Vgl. Buddecke, Wolfram: *Der Förster – ein deutscher Filmberuf*. In: Koebner, Thomas (Hg.): *Idole des deutschen Films. Eine Galerie von Schlüsselfiguren*. München: ed. text+kritik, 1997, S. 329-340.

¹⁰⁹ Vgl. Wellershoff, Dieter: *Einladung an alle*. Köln: Kiepenheuer, 1972.

¹¹⁰ Bernhard, Thomas: *Alte Meister. Komödie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985, S. 86.

¹¹¹ Bernhard, Thomas: *Holzfällen. Eine Erregung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984, S. 302.

¹¹² Vgl. Holzberger, Rudi: *Das sogenannte Waldsterben. Bergatreute*. W. Eppe, 1995.

¹¹³ Lehmann: *Von Menschen und Bäumen*, S. 232.

seine Begleiterin auf dem Moospolster geherzt, im sonnenglitzernden Frühtau zu Berge labenden Trunk aus murmelnden Bächlein geschöpft, an Beeren genascht, dem Jubel gefiederter Sängler gelauscht und am Waldrand Ricke und Kitz traulich äsen sehen, so quält die andere sich, zeckenverbissen, von Tollwut und Fuchs-Bandwurm bedroht, vorbei an Menetekeln gestorbener Bäume, stolpert unterm schaurigen Ruf des Käuzchens durchs dunkle Fichtendickicht, von den Kugeln schießwütiger Jäger umpfiffen, von dreisten Wildsauern attackiert, umgefahren von Mountainbikern, verirrt auf ein Lager zu, wo rumänische Geldschrankknacker campieren, bis sie endlich, besudelt durch Farb-Schüsse von *Gotcha*-Spielern, zum Auto zurückfindet. Das scheint, nur leicht verdichtet, die doppelte Waldsicht der Deutschen, von denen – so geht die Volkskunde weiter – ein Viertel Städter und ein Drittel Ländler die Natur ein bis zweimal monatlich auf- oder heimsuchen. Hinzu kommen noch die Wald- und Weltbilder derer, die dort Dienst oder Gottesdienst tun, die mithin als Besitzer, Waldarbeiter oder Förster vom Wald leben, immerhin ca. 600.000, und die ca. 6.000 Neuheiden. Baumheilkundige und Waldesoteriker nicht mitgerechnet. Selbst für die Asche der letzten Ruhe ist seit einiger Zeit in so genannten Friedwäldern gesorgt.

7. Waldgang, der aus der Kälte kommt

So tröstlich diese Ankunft im Alltag, möchte ich doch mit der derart erzeugten ‚Normalisierung‘ durch Diffusion in Banalität und Albernheit nicht enden, sondern noch einmal in die Schleife eintreten, aus der dies deutsche Faszinosum wie der Versuch seiner Erkaltung und Distanzierung sich her- und weiterschrieb. Es ist eine Rück- und Wiederkehr in die Trias von Nachkriegs-, Kriegs- und neuerlicher Nachkriegs-Generation, vor allem aber in die eigene generationelle Involviertheit: in die Wechselfälle von Melancholie und Kältepathos. Da ist zum einen der Wunsch nach naturgeschichtlicher Entlastung, wie er 1999 fasziniert bei W. G. Sebald anklang: „Wie lange hätte es wohl gedauert, wenn wirklich der Morgenthau-Plan sich durchgesetzt hätte, bis überall im Land die Ruinengebirge überwaldet gewesen wären?“¹¹⁴ Und da ist zum anderen und schließlich jener Blick, in dem Vicosche Akademie und Kindheitswald zusammenfallen, der Blick in Heiner Müllers Sonett „Traumwald“¹¹⁵:

¹¹⁴ Sebald, W. G.: Luftkrieg und Literatur. München, Wien: Hanser, 1999, S. 51.

¹¹⁵ Müller, Heiner: Traumwald (1994). In: Ders.: Werke I: Die Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997, S. 298.

Heut nacht durchschritt ich einen Wald im Traum
Er war voll Grauen Nach dem Alphabet
Mit leeren Augen die kein Blick versteht
Standen die Tiere zwischen Baum und Baum

Vom Frost in Stein gehaun Aus dem Spalier
Der Fichten mir entgegen durch den Schnee
Trat klirrend träum ich seh ich was ich seh
Ein Kind in Rüstung Harnisch und Visier

Im Arm die Lanze Deren Spitze blinkt
Im Fichtendunkel das die Sonne trinkt
Die letzte Tagesspur ein goldner Strich

Hinter dem Traumwald der zum Sterben winkt
Und in dem Lidschlag zwischen Stoß und Stich
Sah mein Gesicht mich an: das Kind war ich.